

Stern der Neger



Katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern
den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken.

Redaktion und Administration: Missionshaus Milland bei Brzen, Tirol.

Inhalt:

Erfowit (Schluß) 217. — Port Sudan 220. — Einige Tierfabeln der Schillukneger 223. — Aus dem Missionsleben: Herz Jesu-Fest in Kayango 225. — Acht Tage im Wald (Schluß) 229. — Unterhaltendes: Doppelte Ketten (Fortsetzung) 233. — Verschiedenes: Aus Khartum 238. — Menschenfresserei am Kongo 239. — Heiteres 240. — Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften 240.

Abbildungen: Nomadenfriedhof in Erfowit. — Hütten der Eingeborenen. — Hafeneingang von Port Sudan. — Aufzugsbrücke über den Meeresarm beim Hafen von Port Sudan. — Jagdtrophäen. — Rückkehr aus dem Wald.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden die folgenden Verstorbenen empfohlen: Hochgeb. Frau Gräfin **Josephine Ledóchowsta** (Gipnica murwana); Hochw. Herr **Pinggera**, Expositus (Mitterdorf); Hochw. Herr **Josef Spörr**, Benefiziat und Sakristeidirektor der Stadtpfarre St. Jakob (Zunsbrud), eifriger Förderer des Marienvereins für Afrika; Herr **Walter von Schöpfer** (Bruned); Hochw. Herr Dombenefiziat **Ferdinand Gatt** (Brigen).

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Gebetserhörungen und Empfehlungen lesen ein aus: Brigen — Campill — Donnersdorf — Franzensfeste — Fulnek — Graz — Hl.-Kreuz — Zunsbrud — Reutitschein — Stern — Steyr — Wien Umerfeld.

Dem heiligsten Herzen Jesu, dem reinsten Herzen Mariä, dem heiligen Josef und den armen Seelen sei ewiger Dank gesagt für Erreichung eines Zieles — für Hilfe in schwerer Not — für Erhörung in geistlichem Anliegen.

Man bittet ums Gebet: für ein schwerkrantes Mädchen — um Bewahrung vor Unglück und Not — für eine schwerkranke Person, damit sie die heiligen Sakramente empfangen — mehrere Berufsangelegenheiten — unjere Generalkapitel — viele andere große, wichtige und schwere Anliegen.

Gaben-Verzeichnis vom 10. August bis 10. September 1909.

In Kronen.

Urschach W. d. G. 4.—; Agrams ungenannt 10.—; Brigen Prof. W. 16.—; Benef. N. 10.—; Buchenstein M. d. T. 1.—; Gmms Stadtpf. J. T. 20.—; Frankenmarkt W. d. G. 1.—; Höllwangen St. 0.66; Zunsbrud gelegentlich der Sammlung am Hauptfeste Mariä Geburt in der Stadt-pfarre 128.42; item von der Jungfrauen-Kongregation 30.—; durch Sakristeidirektor St. von mehreren 260.—; Fierlohen R. B. 9.26; Kaltern R. M. 3.—; Kirchbichl R. H. 5.—; Klosterneuburg A. C. 2.—; Kuchl R. S. 0.20; Vienz R. N. 152.29; M. S. 2.—; Nikolsdorf v. M. 46.—; Nürnberg A. F. 5.85; Ried J. T. 1.—; Rodeneck A. R. 2.—; St. Andra M. F. 120.—; Steyr M. H. 2.—; Trient Monf. T. 5.—; Vandans J. Sch. 1.—; Wien M. H. 40.—; Windisch-Matrei Ehrw. T. Schw. 1.—; Zell a. S. W. d. G. 4.50.

Zur Verschönerung von heiligen Messen sandten ein: Afers N. N. 2.—; Aibling A. St. 3.51; Brigen R. R. 3.—; Dampfack L. F. 2.34; L. R. 3.51; M. R. 1.75; Eggenberg Schulschw. 10.—; Furth i. W. N. N. 1.17; Garz Koop. A. G. 38.—; Gerbern G. M. 7.04; Zunsbrud

A. M. 50.—; Klein-Krozenburg 6.27; Lasberg R. R. 28.—; Milland B. Fr. 16.—; E. Sch. 10.—; F. H. 7.04; U. St. 42.16; P. F. R. 50.—; Niederstöhingen J. R. 11.72; Niefning Pf. F. 7.65; Sarntheim M. G. 3.—; Salzburg J. Sp. 1.20; Schiedelberg J. St. 2.—; Schönweid G. S. 6.—; Schwarzau R. R. 20.—; Schwarz L. S. 5.—; Vandans B. Sch. 2.—; G. Sch. 1.—; Warzenried A. F. 1.17.

Für die Mission: Lambach P. B. G. 16.—; St. Ulrich d. H. 10.—; Schiedelberg J. St. 1.—; Weiler ungenannt 60.—; Franzensfeste Pfarramt (Kindh. Jesu-W.) 40.11.

Für P. Crazzolara: Aus St. Kaffian 20.—.

Für Khartum: Zunsbrud C. R. 200.—; Nikolsdorf P. R. 100.—; Seilergstetten J. F. 200.—.

Zur Taufe von Heidenkindern: Zunsbrud durch Sakristeidirektor St. 20.— (Maria Immaculata).

Für die Heidenkinder: A. L. 1.20.

„O Herr, verleihe allen unsern Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des hlst. Herzens Jesu* und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika)

Der Stern der Neger* erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben. Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K 2 Mk 3 Fr. Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt!

für die Wohltäter werden wöchentlich 2 hl. Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberbirten von Brixen, Brunn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest u. Wien.

Heft 10.

Oktober 1909.

XII. Jahrg.

Erkowitz.

Bericht des hochwft. Bischofs Franz Faver Geyer.

(Schluß.)

Wir kennen die Landschaft. Nun zum Volk, das dieselbe bewohnt. Eigentlich kann von Bewohnern Erkowitz nicht die Rede sein. Die D-Scheréb, welche sich als solche nennen, gehören zum großen Stamm der Bedja und diese sind in ihrer Gesamtheit Nomaden ohne fixe Wohnsitze. Ihr Bereich ist die Steppe und hier sind sie überall daheim. Bei schönen Körperformen und proportionierten Gliedmaßen wirkt die Fleischlosigkeit etwas störend auf die Harmonie der Gesamtkonstitution. Die Hautfarbe weist alle Abstufungen zwischen Schwarzbraun und Bronze gelb auf. Bei den Männern ist auffallend die Tracht der Haare, die sie zur Hälfte zu struppigen Loupets auf dem Scheitel aufrichten und zur Hälfte in Büscheln am Hinterhaupt herabkämmen. Die unvermeidliche hölzerne Haarnadel, die dazu dient, steckt in jedem Haarwulst. Mit diesem einfachen Instrument, das ihnen Bürste,

Schere, Rasiermesser, Brenneisen und all die Utensilien unserer Lockenträger ersetzt, schaffen sie Haarkünste, die sich wohl mit denen der ersten Salons messen können. Natürlich ist diese Prozedur sehr zeitraubend, aber für sie, wengleich britische Schützlinge, hat die Maxime „Zeit ist Geld“ keine Geltung und im Preisfrisieren würden sie leer ausgehen. Der brenzlige Geruch des Fettes, das sie dabei in verschwenderischer Fülle verwenden, kommt so ziemlich dem Duft eines pomadisierten Salonlöwen gleich. Die besagte Haarfrisur umrahmt meist ein Antlitz, dessen Profil viel mehr Kaukasisches als Nigritisches an sich trägt und das trotz des Sonnenbrandes, der es geschwärzt, sehr feingeschnittene Linien aufweist. Dieser Vorzug kommt leider wenig zur Geltung infolge ihrer gesamten Unreinlichkeit und ihrer schmierigen Tracht. Ein schönes Bild in schmutzigem Rahmen! Man sieht es ihnen an,

daß sie in einer wasserarmen und häufig wasserlosen Steppe hausen. Selten berührt ein Tropfen ihre Haut. Kleine Kinder gehen im Adamskostüm, Knaben und Mädchen tragen ein Lendentuch, Männer umhüllen sich mit einem Stück Tuch, das sie in zierlichem Wurf um die Glieder schmiegen und das ihnen das Aussehen von Bronzestatuen der Antike verleiht; die Weiber verbergen sich unter einem Wulst desselben Stoffes. Dieser bekommt jahraus jahrein eben so wenig Wasser zu sehen wie ihre Haut und wetteifert in der Farbe mit dem grauen Steppensand und den braunen, sonnerverbrannten Felsen; nur Häuptlinge erscheinen in helleren Hüllen. Amulette und Talismane in Ledertäschchen an Hals und Oberarm, stiletartige Messer, Schwerter in Lederscheiden, Schild und Lanze vollenden ihre Tracht. Die Wohnungen sind auf das Nomadenleben zugeschnitten. Niedrige Zelte aus Flechten, Häuten oder Stoff sind ihr transportables Haus; schleunigst ist es abgebrochen, auf das Kamel geladen und anderswo wieder aufgeschlagen. Wo heute die Zelt- hütte steht, startt morgen die einsame Steppe. Nichts Bleibendes gibt es da, das der Mensch als Zeuge seiner Anwesenheit hinterläßt, mit Ausnahme der Gräber. Diese sieht man vereinzelt und zu Friedhöfen vereinigt. Große Steinhäufen bezeichnen die Grabstätten, die in ihrer trostlosen Einsamkeit und Einfachheit einen traurigen Eindruck machen, wobei die düstere Schwermut der Leuchtereuphorbie, welche sie meist umschattet, diesen Eindruck nur noch vertieft. Da grinst der Tod in steiniger Härte und tiefster Trauer! Welch ein Kontrast zu unseren lichten Friedhofsbildern!

Ihre Wanderungen sind vom Regen geleitet; diesem laufen sie ihr Leben lang nach. Wo immer der Regen grüne Halme der Talsohle entlockt, da erscheinen sie mit Kind und Regel. Ihr Bestand an Ziegen, Schafen, Eseln und Kamelen ist unglaublich groß. Da ist ewige Viehschau. Vom Aufgang bis zum

Untergang der Sonne ist alles Vieh auf der Weide. In Herden und Rudeln von einem und mehreren Hunderten grasen Ziegen und Schafe auf den Wiesentriften und auf Felsgehängen. Schwarz-rot-gelb-braungefleckte Ziegen, die einen von beträchtlicher Größe, andere mehr Zwerge ihrer Rasse, solche mit langzottigem Haar und mächtigem Bart und andere fein und schlank wie Rehe, rupfen wählerisch die saftigen Gräser ab oder zupfen, in den possierlichsten Stellungen emporgerichtet, ihr Futter vom Gebüsch. Die schneeweißen Lämmer und fettschwänzigen Schafe halten sich ausschließlich an die Gräser, die ihnen der Boden bietet. Nicht fern von der Herde hält sich der Hirt. Er kauert in Gestalt eines Knaben oder Mädchens im Schilfgras, tummelt sich auf dem Rasen oder überläßt sich dem Schlummer im Schatten des Busches. Hirtenlos sind die Esel, die sich ihre Weide ganz nach Geschmack wählen. Die meisten sind Grautiere, aber man sieht auch solche von hellgelber und selbst rotgelber Farbe und diese möchte man auf den ersten Blick mit Kälbern verwechseln, würden nicht ihre langen Ohren Einspruch erheben. Daß ihnen Höhenluft, schmuckhafte Weide und last not least die goldene Freiheit anschlagen, bestärken ihre wohlgerundeten, fleischigen Leiber. Ihrer Befriedigung über diese Art des Daseins geben sie denn auch unzweideutigen Ausdruck durch die mutwilligen Ausgelassenheiten, Neckereien und Allotria, mit denen sie ihren Weidegang würzen. Da benehmen sich die Kamele viel männlicher. Als ob sie sich ihrer nichts weniger als einnehmenden Erscheinung schämten, suchen sie die verstecktesten Büsche und Dickichte auf, aber die Größe und Höhe ihres Leibes verrät sie; hoch ragt der Kopf mit den lächerlich kleinen Ohren über die Kronen des Busches auf. Herden und Hirten auf den niedergrasigen Flächen und hoch auf steilen Felsenkanten beleben in effektvollster Weise die ländliche Idylle.

Was man vermißt, das ist die Zutrau-

lichkeit der Menschen. Scheue und Mißtrauen treten zu deutlich hervor. Weltabgeschlossenheit und Wildnis haben diesen Hirten ein hartes, unheimliches Gepräge aufgedrückt. Da sitzen die Hirtenkinder brüderlich beisammen, entlocken der Holzleier ihre trüben Melodien oder näseln ihre monotonen Weisen in den Busch. Bei unserem Erscheinen stieben sie auseinander wie scheue Rehe. Nur selten geschieht es, daß ein Kind stehen bleibt und dann huldigt es der alten, hier aber noch modernen Sitte und flötet verschämt und rührselig „Badschisch!“ Frauen verhüllen bei Annäherung eines Fremden schleunigst das Antlitz oder schleichen wie verummte, schmutzige Schemen vorbei. Dieses züchtige und zurückhaltende Wesen sticht gar sehr ab von der überraschenden Zudringlichkeit und Ungeniertheit, die sich dort breit macht, wo der große Strom des Verkehrs flutet. Bei alledem tritt uns ein hoher Grad von Selbständigkeitsinn entgegen. Es ist der freigeborene Steppensohn, der, unberührt vom Hauch gleisnerischer Afterkultur, in stiller Genügsamkeit seine Lebenswege geht. Genügsam müssen sie sein, das lehrt sie die Wüste. Milch ist ihre Hauptkost. Der Busch bietet ihnen manche Früchte, sie sind aber derart, daß sie nicht nur europäische Leckermäulchen, sondern auch weniger Anspruchslose nicht befriedigen. Es gehören eine afrikanische Zunge und der Gaumen eines Nomaden dazu, um ihnen einigen Geschmack abzugewinnen oder vielmehr, um den oft widerlichen Geschmack zu überwinden.

Leider ist dieses Hirtenvolk mohammedanisch und der Islam steckt ihm tief im Leib. Man hat hier das seltene Schauspiel, täglich und überall Frauen beten zu sehen. An ungezählten Stellen, im Tal und auf den Bergen, finden sich Gebetsplätze. Manche rituelle Vorschriften haben sie sich für ihre Verhältnisse zurechtgelegt, aber sie sind eifrige Mohammedaner. Armes Hirtenvolk! Wärst du doch christlich, dann wärst du der Diamant in der Krone Erkwits!

Zu einer Sommerfrische gehören Spaziergänge, Ausflüge und auch Bergpartien. Daran fehlt es nicht. Flotten Fußgängern stehen Berg und Tal offen. Für bequemere Gäste ziehen außer der neuen Landstraße, für Automobile erbaut, Fußwege nach allen Richtungen über goldenen Sand und funkelnden Kies, durch Wiefengrün und an Bergeshängen, im Schatten des Busches und im Versteck der Wildnis. Zu den schönsten Ausflügen zählt eine Fußtour zu den verschiedenen Aussichtspunkten des Ostens. Ein netter Weg führt uns durch Gebüsch in die Schlucht eines Wildbaches. Plötzlich stehen wir auf einer Felsenrampe. Zwischen hohen Bergwänden öffnet sich ein Ausblick; dort unten schimmert es wie ein silbernes Märchen! Es ist die Meeresküste, die im Sonnenflimmer erglänzt. Man kann sich nicht sattsehen an diesem Zauberbild. Wer es einmal geschaut, den treibt es wieder hin in diese Klamm.

Keines der Panoramen kommt dem des Sela gleich. Da steht er, der Bergeshäuptling von Erkwit! Wie Basallen den Herrscher, umstehen ihn die Hügel und Berge. Wie ein König ragt er auf in ihrer Mitte; eine mächtige Felskrone schmückt das Haupt und wilder Busch umwallt die rauhen Glieder. Wir klettern durch Gestrüpp und über Felsen zu ihm empor. Mit Lust tauchen die Augen in das entzückende Rundbild. Zu unseren Füßen liegt es wie ein wirres, bizarres Gedicht! Da liegen sie alle, die Gipfel und Spizen, Kämme und Rücken wie eine aufgeschlagene Landkarte, mit all ihren Tälern und Schluchten, Gefenken und Rinnsalen. Im Süden starret der 5000 Meter hohe Bergkamm des Erbob finster und trugig. Im Westen bilden die leichtgewellten Linien der Hügelketten ein liebliches Bild, aus dem sich die Holz- und Steinbauten, wie Schwalbennester auf die Gehänge gebaut, abheben. Im Osten dehnt sich weit unten die Küstenebene von Nord nach Süd. Hier fesseln den Blick zunächst die aus der Tiefe auf-

schauenden Berge als stumme Zeugen unheimlich waltender Naturkräfte, welche die Erdoberfläche aufrütteln und durcheinander schütteln. Diesen vorgelagert, gähnt die flache Steppe bis zum Silbergürtel der Küste, in deren Einfassung die trübe Meeresflut braut. Es liegt wie ein düsterer Flor über dem Ganzen. Himmel, Meer, Land und Luft scheinen in eins zu verschwimmen, aus dem sich die schillernde Kette der Korallenriffe abhebt. Wie angeschwemmte Korallenmassen leuchten die weißen Gebäude von Suakin, „der Tochter des Meeres“, auf. Im fernen Nordosten bezeichnet ein Punkt die Lage von Port Sudan und im Südosten breiten sich unabsehbar die Kulturlächen von Tokar aus. Wahrlich, Sela, du trägst nicht mit Unrecht dein Haupt so hoch! Was ich bisher von der Höhe afrikanischer Berge geschaut, steht weit hinter diesem wechsel- und lebensvollen Rundbild zurück.

Das ist Erkowit im Sommer. Im Winter brütet über den Höhen ein Meer von gestauten Nebeln, so daß die Konturen selbst der nächsten Umgebung nicht zu unterscheiden sind. Wer würde mitten im Winter sich in den Schneewehen der Alpen einrichten? Im Winter brauchen wir Erkowit nicht. Da ist uns das ganze Flachland des Sudan samt Khartum mit seiner idealen Temperatur viel lieber als ein Plätzchen im behäbig geheizten Zimmer der Heimat. Bis wir Besseres entdecken, bleibt Erkowit die Sommerfrische des Sudan. Am angenehmsten ist es im Glimmern des Nachthimmels, weniger behaglich in der Glut der tropischen Mittagssonne. Angenehm und schön ist Erkowit, wenn die Erstlingsdämmer der Morgen- oder der Abendsonne über ihm lachen oder der Scheidegruß der Abendsonne es verkündet.

Erkowit, den 24. Juni 1909.

† Franz Xaver Geyer,
Apostolischer Vikar.

Port Sudan.

Bericht des hochw. P. Joh. Wenkel F. S. C.

Die allzu großen Hoffnungen, die man auf die Entwicklung der erst vor ein paar Jahren das Licht der Welt erblickenden Stadt setzte, haben sich leider nicht verwirklicht. Jeder Spekulant wird darum der Regierung Dank wissen, daß sie bei Gründung der Stadt ihm unannehmbare Bedingungen zum Ankauf von Grundstücken setzte. Diesmal war die Regierung der Anklage; sie hat nunmehr ihren Kurs geändert, aber es findet sich vorderhand keiner mehr, der sein Geld auf dem so schnell vom fruchtbaren zum unfruchtbar gewordenen Terrain anlegen würde. Damit soll nicht gesagt sein, daß Port Sudan keine Zukunft hätte, durchaus nicht; es ist ja der einzige Hafen für den Sudan und der Hafen ist ein ausgezeichnete; die größten Schiffe können

bequem bis zum Landungsplatz heran. Der Meeresarm, der Port Sudan in zwei Hälften teilt, erweitert sich beträchtlich im Hintergrund und kann in Kriegszeiten auch in strategischer Hinsicht Verwendung finden.

Zukunft hat Port Sudan ohne Zweifel, nur wird sie etwas länger auf sich warten lassen, als mancher wünscht; der Aufschwung der Stadt hängt ab von der Entwicklung des Sudan überhaupt. Je mehr die Entwicklung des Sudan im Innern fortschreitet, desto mehr hebt sich der Hafen hier und gewinnt an Bedeutung. Da jedoch der Sudan sehr groß ist und sich auf ein Ländergebiet erstreckt, das an Umfang fünfmal die Ausdehnung Deutschlands und Österreichs zusammengenommen übertrifft, und bedeutender Mangel an Arbeits-

kräften ist, so kann auch noch manch ein Jahrzehnt dahinschwinden, bevor man von einem regen Handel, von einem bedeutenden Im- und Export reden kann. Gewiß hat die englische Regierung seit Wiedereröffnung des Sudan für die Hebung desselben im allgemeinen und für gewisse Gebiete und Orte, die mehr versprechen, im besonderen Großes und Staunenswertes geleistet.

In der Märznummer des letzten Jahres des „Stern der Neger“ wurde auch an dieser Stelle etwas zu optimistisch von Port Sudan gesprochen; damals stand es ja viel, viel besser, als heute die Verhältnisse liegen, obwohl auch schon damals ein gewisser Niedergang vorauszu sehen war. Als ich im letzten Jahre, im Februar, hier ankam, betrug die Bevölkerungszahl noch etwa 3500, doch heute ist sie kaum höher als 1500 und das Übel ist, sie schwindet immer mehr, anstatt sich zu heben. Grund ist nur Mangel an Arbeit; natürlich trägt auch das Klima das Seine dazu bei und besonders für Familien ist es im Sommer fast unausstehlich. Mit jedem Dampfer verlassen so und so viele Port Sudan, um sich anderswo das Brot zu verdienen, und das nicht nur Italiener und Griechen — letztere stellen immer noch das Hauptkontingent dar — sondern auch die Araber, die Eingeborenen, selbst. Italiener sollen es vor zwei bis drei Jahren noch bei 400 gewesen sein, jetzt sind es nur mehr 22 (Männer) und 3 Familien; ich selbst glaubte es kaum, doch stellte ich mit einigen eine Zählung an, die leider das Resultat bestätigte.

Port Sudan ist immer noch sozusagen eine hölzerne Stadt, d. h. die Gebäude sind noch größtenteils nur Holzbauten oder Holzbaracken; die Regierung war, wie es sich von selbst versteht, die erste, die Steinbauten aufführte. Von Privaten sind nur die drei bis vier größten Kaufleute zu nennen, sonst denkt einstweilen niemand daran, seine Holzbaracke mit einem Steinbau zu veräuseln, nicht

etwa, als ob man nicht besser stünde in einem Steinbau, durchaus nicht, sondern erstens haben die meisten Einwohner, was Europäer anbelangt, nicht die Absicht, sich hier dauernd niederzulassen, und zweitens fehlt fast allen das Geld dazu. Ein ganz kleines Haus mit drei bis vier Zimmern kostet ja schon mindestens Kr. 5—6000. Woher nehmen aber die Arbeiter so viel Geld? Der Arbeiter wird ja hier im großen und ganzen nicht schlecht bezahlt; der Taglohn für einen Europäer ist beiläufig Kr. 10, wer aber eine Familie hat, kann sich wenig ersparen, da die Lebensmittel zu teuer sind. So kostet eine Henne Kr. 2—3 und ein Ei 10 Heller, auch das Fleisch ist teurer als in Khartum und Gemüse ebenfalls, da letzteres mit geringer Ausnahme von Agypten bezogen werden muß. Und dann, haben die Leute auch etwas Geld, so können sie es nicht behalten; Wein z. B. darf nie auf dem Tisch fehlen und haben sie auch kein Geld, so machen sie eben Schulden und schließlich verschwinden sie von Port Sudan mit Hinterlassung oft von Kr. 2—3000 Schulden als Andenken; das kommt gar nicht so selten vor.

Die englische Regierung hat, wie schon oben erwähnt, in der kurzen Zeit seit Anlegung der Stadt sehr viel geleistet. Die Hafendocks sind bereits fertig, eine großartige Arbeit, ausgeführt von einem italienischen Ingenieur und italienischen Arbeitern, daneben erheben sich vier massive Bauten, die als Zoll- und Warenhäuser dienen. Die Eröffnung des Hafens fand erst heuer im April statt, im Beisein des Vizekönigs von Agypten und des Generalgouverneurs vom Sudan. In schöner Lage, gegenüber dem Hafeneingang, erhebt sich der monumentale Bau des Gouvernements, gleich daneben steht das Postgebäude, etwas im Hintergrunde die Kasernen für die ägyptischen Soldaten und das Gefängnis, ebenfalls ein Riesenbau. Am anderen Ende der Stadt kommen die Gebäude für die Re-

gierungsschulen zum Vorschein, vorläufig dienen sie aber noch einem ganz anderen Zweck, nämlich als Behausung der Polizei, da es an Schülern mangelt; etwas entfernt davon liegt das geräumige, ganz modern eingerichtete Spital. Am äußersten Ende ist das neue Stationsgebäude, ganz aus Granit, aufgeführt. Von hier aus führt die Bahn über die Brücke, die den einen Teil von Port Sudan mit dem anderen verbindet.

der, wenn auch nur ein Viertel davon etwas kultiviert ist, doch zur Abwechslung dem Auge etwas Grünes bietet. Es ist nämlich hier durchaus schwierig, einen Garten anzulegen; da das Erdreich ganz sandig und salzhaltig ist, muß gutes Erdreich von weitem mit der Bahn herbeigeschafft und aufgeschüttet werden, größtenteils oft die obere Schicht bevor abgehoben und weggefahren werden. Dann ist erst noch die Schwierigkeit mit dem Wasser,



Romadentriedhof in Erkowit.

Die Brücke (Siehe Bild S. 227) kann aufgezogen und niedergelassen werden und legt Zeugnis ab vom Fortschritt der modernen Technik auch in diesen Ländern. Noch zu nennen ist das Elektrizitätswerk, das die Stadt, wenn kein Mondschein ist, etwas spärlich beleuchtet. So hätte Port Sudan alle nötigen Bauten, die für die Gesamtheit manchmal und für einzelne oft gut und dienlich sein können, doch die machen noch keine Stadt aus. Nicht übergehen darf ich den öffentlichen Garten,

das gleichfalls sehr viel Salzgeschmack enthält und nicht tauglich ist zur Bewässerung von Pflanzen. Die Regierung hat ja etwas besseres Wasser und auch viele dienstbare Geister, was dem Privaten natürlich abgeht. Alle öffentlichen Arbeiten der Regierung, soweit kein Europäer erforderlich ist, müssen die Sträflinge verrichten; man sieht da morgens und abends oft ganze Kolonnen, teils mit Ketten gefesselt und ein paar Soldaten als Begleitung, vorüberziehen. (Fortsetzung folgt.)

Einige Tierfabeln der Schillukneger.

Gesammelt von Hochw. P. Wilhelm Hanbolzer F. S. C.

Die Schilluk lieben es, in gemüthlichen Stunden Tierfabeln zum Besten zu geben. Unterhaltung und Belehrung kommen dabei gleich gut weg; es ist ergötzlich, die Tiere Theater spielen zu sehen nach dem Muster „Mensch“ mit seinem Stolz und seiner Schlaueit und es ist ungemein lehrreich, zu sehen, wie die Neger die Rätsel, die ihnen das stumme Leben der Tierwelt bietet, menschlich groß oder kleinlich erklären. Eine eigentliche Moral enthalten die Fabeln nicht: Ein Schlauer führt die Dummen an der Nase herum, sie mögen lernen, auf der Hut zu sein.

Die Stolze blamiert sich und wird mit dem Spott nicht verschont. Ungehorsam und Abfall rächen sich.

Die Schillukneger leben zwischen dem 10. und 11. nördlichen Breitegrad, dem Nil entlang. Ihr Land ist voll von Sümpfen und langsam fließenden Wassern; es ist ungesund und reich an Tücke: Raubtiere, Schlangen, Moskitos, weiße Ameisen, die Unsicherheit der jährlich erwarteten Regen, die Habsucht und der Neid der Menschen machen das Leben dort zu einem harten Kampfe, in dem wenig für das Ideale und Gemüthliche bleibt. Am meisten Zeit und Mühe haben die Jungen, die den Ernst des

Lebens noch nicht erfaßt, und die Alten, die den Kampf des Lebens bereits durchgekämpft haben und nun in Ruhe und Frieden ihr Pfeiflein rauchen. In ihrer Gesellschaft hört man Lieder singen, Rätsel lösen, Geschichten erzählen und Tierfabeln vorbringen.



Hütten der Eingeborenen. (Siehe Text S. 218.)

Eine Hauptrolle spielt in den Fabeln der Gase: er ist bei ihnen das, was bei uns der Fuchs ist. Er hat nicht die Schlaueit des Fuchses, aber in Ermangelung eines besseren Spielers wird ihm eine Verschlagenheit und List zugetraut, die er gar nicht besitzt.

Ein paar Fabeln zeigen Anklänge an eine Sündflut und an einen Abfall unter den Tieren. Jeder Fabel geht eine kleine Erklärung voraus, die notwendig ist, um die Umstände und den Geist derselben zu verstehen.

1. Das Krokodil und die Wasservögel.

Erklärung. Eine Menge langbeiniger und langschnäbliger Vögel stehen an den Nilufern des Morgens, sich der Verdauung widmend. Ruhig stehen sie da, als ob sie keine Sorgen und Feinde im Leben hätten.

Das Krokodil, dem alles Wild gehört, das ans Wasser kommt, tut den Vögeln nichts zuleide. Die raschen Gur, eine silberweiße, feine Fischart, die wie Kinder in den niederen Wasserstellen am Ufer spielen, machen einen weiten Umweg in den Nil hinein, um diesen Langbeinen nicht zu Gesicht zu kommen.

Die Freundschaft des Krokodils mit den Wasservögeln und die Furcht der Gur vor denselben erklärt sehr hübsch die folgende Fabel:

Gelangweilt und halb im Schläfe stand eine Reihe langbeiniger Wasservögel auf einer Sandbank. Das Krokodil machte sich an sie heran, fragte nach ihrem Befinden und wer sie seien. Sie entgegneten einstimmig und mit hoher Würde, ihre mächtigen Schnäbel aufreißend, daß sie ganz harmlose Fischer seien, aber wehe dem, der ihre Arbeit störe, den würden ihre Schnäbel fassen und verhacken. — Erschrocken ob solch einer Sprache, nickte das Krokodil anerkennend und sagte: „D, versteht sich, daß wir Freunde sind und einander nichts zuleide tun.“ Von jener Stunde an läßt das Krokodil die Wasservögel und Strandläufer in Ruhe.

2. Die Wasservögel und der Gur.

Auch ein Gur wagte sich an die Langschnäbler heran und fragte schalkhaft, ob denn in den riesigen Schnäbeln auch Zähne seien. Ganz unschuldig und kein Unheil ahnen lassend, öffneten sich die Schnäbel: da war ja alles zungenglatt und keine Spur von einem Zahnlein. Der Gur kam also, nichts mehr fürchtend, ja mit der Stimme des Mitleids an die Zahnlosen heran. Da ging's ihm aber schlecht: Einer der Langschnäbler packte ihn und würgte

ihn hinunter. Die Gur halten sich seither in gemessener Entfernung von den Wasservögeln.

3. Der Löwe und die Hyäne.

Erklärung. Der Löwe ist der König der Tiere. Seine Beute sind Antilopen aller Art und Giraffen. Mit der Hyäne will er nichts zu tun haben. Überrascht sie ihn auf einer Beute, so überläßt er sie ihr. Er tut, als fürchte er die Hyäne. Die Erklärung dieser Tatsache gibt die folgende Fabel:

Der Löwe hatte Beute gemacht. Schäfernd stürzte sich die Hyäne darauf. Der Löwe fing an zu knurren und zu drohen und die Hyäne lief davon. Am nächsten Bach wälzte sie sich im Schmutz, bis sie ganz entstellt und unkenntlich war, und kam dann wieder zur Beute zurück. Wieder knurrte der Löwe, aber die Hyäne ließ sich nicht verschrecken. Er warf sich auf sie, aber seine Krallen schlüpfen an ihrem glatten Leibe ab, während die Hyäne den Löwen aufdringlich anrannte. Ungekehrt durch dieses Gebahren, wandte sich der Löwe ab und ließ ihr die Beute. Seither weicht der Löwe der Hyäne aus als einem verachtungswürdigen Tiere.

4. Der Hund und das Krokodil.

Erklärung. Krokodil und Hund leben in Feindschaft miteinander. Der Hund läuft selten an den Nil außer mit seinem Herrn. Den Grund für diese schlechten Beziehungen will die folgende Fabel geben:

a) Der Hund hatte seinen Kopf in einen Bug — ein rundes, tiefes Wassergefäß mit schmalem Halse — gesteckt, auf dessen Grund Milchbutter aufbewahrt war. Aber seine Zunge erreichte nur wenig — sie ging nicht bis auf den Grund. Er lief daher zum Flusse und bat das Krokodil, es möchte ihm seine Zunge leihen, er werde die Zunge gleich wieder zurückbringen. Das Krokodil war so gut, seine Zunge auf dieses Versprechen hin herzugeben. Der Hund fand sich mit der an-

gestickten Zunge sehr zurecht und kehrte nicht wieder zum Krokodil zurück.

Von diesem Fall datiert die lange Zunge des Hundes und die kurze des Krokodils, das wirklich keine eigentliche Zunge hat — sowie die Feindschaft zwischen Hund und Krokodil. Der Hund trinkt lieber aus Pfützen als aus dem Nil und wehe ihm, wenn er es wagen sollte, den Fluß zu durchschwimmen, um auf dem andern Ufer Wild zu jagen.

b) Wie das Krokodil sich am Hunde rächte. — Der Hund hatte seinen Kopf wieder in einen Bug gesteckt und brachte ihn nicht mehr heraus. Blindlings damit umherschießend, kam er an den Nil und schlug auf das Wasser ein — der Bug wollte nicht zerbrechen; ja es drang Wasser ein und er wurde immer schwerer. Das Krokodil sah dem Schauspiel zu und versetzte dem Hund einen Schlag mit dem Schwanz, daß er weit in den Nil hineinflog. Der Bug zerbrach und der Hund ward eine leichte Beute für das Krokodil.

Dafür nehmen die Hunde bis heute noch Rache, indem sie das Wild, das zum Flusse trinken kommt, verjagen und so dem Krokodil manchen guten Bissen entreißen.

c) Eines Tages kam aber trotz der gespannten Beziehungen ein Hund zum Nil und wollte übersetzen. Das Krokodil war sofort zur Stelle und erklärte, daß der Nil ganz sein Eigentum geworden, weil ja schon lange kein Hund mehr übergesetzt sei. Das Festland sei der Hunde Eigentum und es habe dort auch nichts zu suchen.

Der Hund, sich wenig um diese Rechtsklärung kümmernd, warf sich in den Fluß, dem andern Ufer zuschwimmend. Das Krokodil ließ ihn ein Stück schwimmen, packte ihn dann und zog ihn unter Wasser.

Die Hunde gehen nun nicht mehr auf die andere Flußseite. Sie haben das Schwimmen verlernt und kommen nur mehr mit ihren Herren auf dem Einbaum über das Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Missionsleben.

Herz Jesu-Fest in Ikayango.

Von Br. Josef Huber F. S. C.

Einige Notizen über das Herz Jesu-Fest dieser Station:

Schon drei Wochen vor diesem Fest wurde mit dem Gesangsunterrichte der Knaben begonnen. P. Silvestri als bekannter Sänger war unermüdet, denselben die richtigen Melodien beizubringen; sie probten eine Gregorianische Messe und die Herz Jesu-Vitanei, welche sie zwar früher schon gesungen hatten, die aber von einem zum andern Mal immer wieder erneuert werden muß. Weiters erlernten sie ein neues Tantum ergo (von Mitterer), ebenso ein

Lied zum heiligsten Altarssakrament sowie das Asperges me usw.

Dem Feste ging eine Novene voraus, welche gleich nach der Volksmesse stattfand; während derselben wurde das Allerheiligste ausgesetzt; die Christengemeinde sang die Herz Jesu-Vitanei, welche schon bei der Kommunion des Priesters begonnen wurde. Dann war ein kurzes Gebet, Tantum ergo, Segen mit dem Allerheiligsten und nach dem Segen ein Sakramentslied.

Das Fest wurde wegen gewisser Gründe nicht Freitag, den 18. Juni, sondern auf Sonntag, den 20. Juni, verlegt. Am Vor-

tage des Festes war allgemeine Reinigung und Vorbereitung auf dieses Fest; alles war deshalb auf den Beinen, um alles so gut zu schmücken, als man nur konnte. Der Hof, die Werkstätte und Wohnungen wurden gefeiert und gereinigt; das Fußbodenwaschen blieb uns erspart, da wir nur pure Erdböden haben. Diese Erdböden sehen, in kleinem Maßstab, ganz gebirgig aus, so daß man einen Tisch oder Stuhl nie gerade hinstellen kann.

Kranz von Palmblättern gemacht, um das hübsche und große Herz Jesu-Bild oberhalb des Hochaltars, welches von einem Wohlthäter gespendet wurde, zu zieren. Ich bereitete den Hochaltar, steckte frische Wachskerzen auf, gab frische Altartücher usw. Eine Negerknabe namens Klemens Gutimba bereitete Naturblumen in Vasen für die beiden Altäre. Die Christen und Katechumenen opferten freiwillig dem lieben Herzen Jesu je eine Stearinkerze



Hafeneingang von Port Sudan. (Siehe Text Seite 221.)

Es war die arme Kapelle, die eine Strohhütte und schon altersschwach ist, zu dekorieren. Aber wie das machen? fragte ich mich schon vorher; habe ja keine Abwechslung, Kerzenleuchter sind immer dieselben, für Wochentage wie für Feste, Kunstblumen sind auch gar keine und so fehlte vieles andere. Ich nahm deshalb meine Zuflucht zur schönen Natur und machte sie zur unmittelbaren Dienerin Gottes. Es wurden Singabäume abgehauen und in der Kapelle aufgestellt, ein großer

Vor dem Herz Jesu-Bilde wurden alle diese geopfert Kerzen aufgestellt, zwischen dem Bilde und der Kerzenreihe waren drei Vasen (gewöhnliche Gläser) mit Naturblumen. Alles war zwar sehr einfach, aber doch zierlich und hübsch.

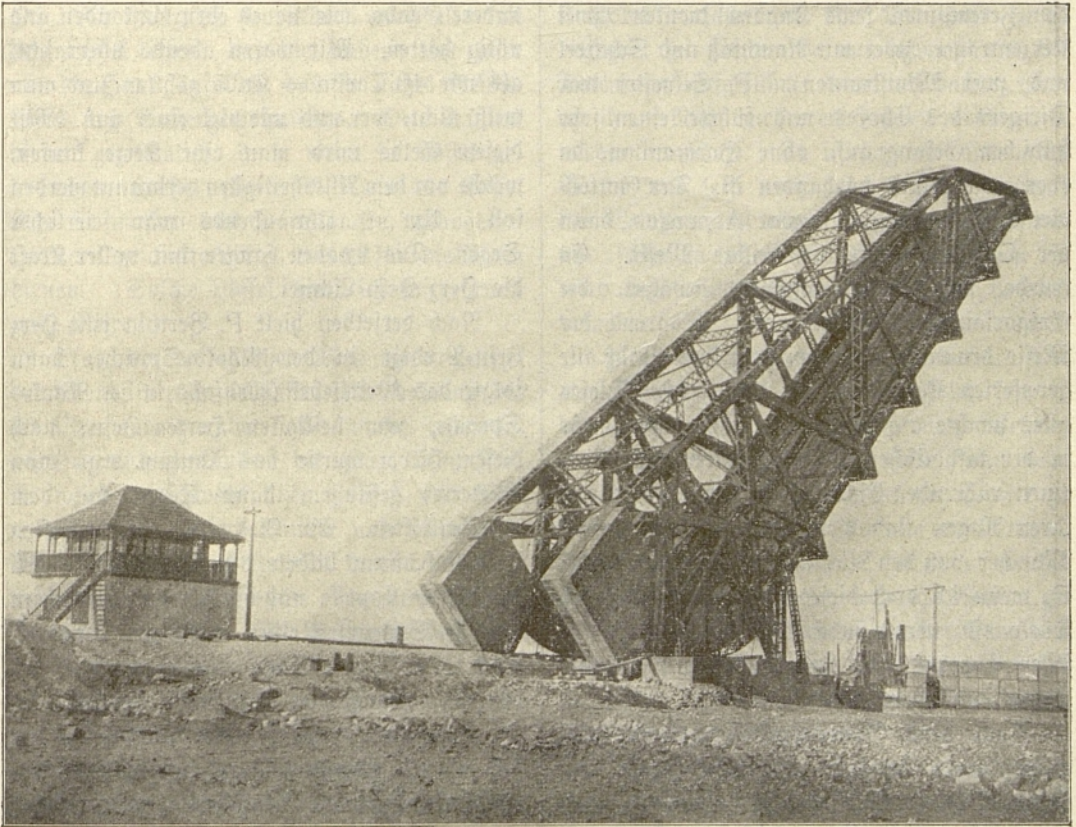
Es war nach 5 Uhr, als so ziemlich alles fertig war. Die neuen Fahnen, die päpstliche in der Mitte, welche bereits im Winde flatterten, verkündeten die Festesfreude. Alles war heiter und freudig gestimmt, wie sich eben

ein Christenherz vor einem hohen Feste freut. Natürlich gab es darunter auch solche und vielleicht den größten Teil, der sich nur auf die Merissa freute, die es am nächsten Tag geben sollte, denn, wie bekannt, ist der Neger nur zu viel um seinen Magen besorgt.

Gegen 6 Uhr bereiteten sich die Kommunikanten zur heiligen Beichte vor, um ihre Seele

solches belohnen und ihnen die Gnade geben, durch die vielen Gefahren und Schwierigkeiten dieses Lebens durchzukommen, deren so vieler sie ausgesetzt sind.

Am Morgen des Festes war um halb 6 Uhr die erste heilige Messe, wobei nur die Kommunikanten anwesend waren. Bei der Kommunion des Priesters gingen die 7 Kommuni-



Aufzugsbrücke über den Meeresarm beim Hafen von Port Sudan. (Siehe Text Seite 222.)

noch im heiligen Sakrament der Buße zu reinigen und zu schmücken für den folgenden Morgen, wo das Herz Jesu mit ihrem Herzen sich vereinigen sollte. Es macht uns immer Freude, wenn wir diese jungen Christen, darunter sind auch zwei Männer, häufig, ohne jedweden Antrieb und ihrerseits ohne politischen Grund, zu den heiligen Sakramenten gehen sehen. Gewiß wird das heiligste Herz Jesu

kanten, welche im Vorjahre aus der Hand des hochwft. Bischofes Mgr. Gyer die erste heilige Kommunion empfangen hatten, und wir zwei Brüder zum Tische des Herrn, um das heiligste Herz Jesu wahrhaft und wesentlich in unser Herz aufzunehmen; dies war der heiligste und schönste Augenblick des Tages. Nach der Dankagung war eine Pause von zirka anderthalb Stunden; in dieser Zwischenzeit gingen

die anderen Knaben, die noch nicht zur heiligen Kommunion zugelassen wurden, zur heiligen Beicht. Zur bestimmten Zeit wurde mit dem Glöcklein der Station das Zeichen zum Hauptgottesdienst gegeben, wo hernach die ganze Gemeinde (zirka 60 Personen samt den Kindern) sich in der Kapelle versammelte. P. Bertola (gegenwärtig Oberer) zelebrierte, ich machte den Zeremonier, sechs Knaben dienten (zwei Kerzenträger, zwei mit Rauchfaß und Schifferl und zwei Ministranten), P. Silvestri war Dirigent des Chores und führte einen sehr hübschen Gesang auf, ohne Harmonium, da eben noch keines vorhanden ist. Der Gottesdienst begann. Zuerst war Asperges, dann der Ordnung nach die heilige Messe. Es wurde, wie schon anfangs erwähnt, die Gregorianische Messe gesungen. Während der Messe brannten vor dem Herz Jesu-Bilde alle geopfert Kerzen (25 an der Zahl). Dieses alles machte auf die, welche schon etwas mehr in der katholischen Religion unterrichtet sind, einen rührenden Eindruck, so daß man es aus ihren Augen und Benehmen ersehen konnte. Mancher von den Nichtchristen dachte vielleicht: O, wenn ich doch diese Kerzen hätte, die der Türke (so nennt man hier im Volksmunde jeden Europäer) da beim helllichten Tage verbrennt, und dergleichen anderes.

Nach dem Gottesdienste warteten diese armen Leute im Hofe vor dem Hause, um einen Schluck Merissa zu erhalten, was sie ja schon acht Tage früher wußten und der ihnen auch gegeben wurde. Währenddem sich diese um den Topf versammelten, wollte einer (welcher Kommunikant war) weggehen. Ich fragte ihn in der Ndososprache: „Hast du den Topf nicht gesehen?“ Er antwortete: „Ja, macht nichts, ich will früher einen Besuch beim heiligsten Herzen Jesu in der Kirche machen“, und er ging, wie er gesagt. Nach einer geraumen Zeit ging ich dem Garten zu und sah, wie sich der Betreffende, als er aus der Kirche ging, die Tränen in den Augen

trocknete; er war in der Kirche ganz allein und konnte, als er herausging, auch mich nicht so leicht sehen. Das hat mir einen sehr guten Eindruck gemacht. Die Christen und Katechumenen machten während des Tages öfters Besuche beim Allerheiligsten, brachten auch Geldstücke als Opfer auf den Altar und baten das heiligste Herz Jesu um die eine oder die andere Gnade, wie sie es eben verstanden und nötig hatten. Wir waren abends überrascht, als wir 40 Tarifa = Kr. 5 zählten, und man weiß nicht, wer und wie viel einer gab. Mit diesem Gelde wird man eine Kerze kaufen, welche vor dem Allerheiligsten verbrannt werden soll. Um 6 Uhr abends war feierlicher Segen. Die Knaben sangen mit voller Kraft die Herz Jesu-Litanei.

Nach derselben hielt P. Bertola eine Herz Jesu-Predigt in der Ndosko-Sprache, dann folgte das Weihgebet (ebenfalls in der Ndosko-Sprache) zum heiligsten Herzen Jesu; nach diesem Gebet wurde das Tantum ergo (von Mitterer) gesungen, dann Segen mit dem Allerheiligsten. Ein Lied zum allerheiligsten Alterssakrament bildete den Schluß. Die hell beleuchtete Kapelle und die Zeremonie machten auf die Schwarzen einen mächtigen Eindruck. Nach dem Segen betete man gemeinschaftlich den Rosenkranz, den sie förmlich sangen.

Kayango (so heißt unser Häuptling) bot sich an, ein Kongo (Tanz) aufzuführen, wobei er mit seinen Musikanten und einigen wenigen Tänzern erschien; auch sollten unsere Knaben mitspringen, aber sie zeigten daran keine Freude. Sie sagten: „Das Kongo macht uns nur recht müde und gefällt uns auch gar nicht.“ Man gab diesen Leuten die noch wenige Merissa, die noch vorhanden war. Um 9 Uhr ließ man alles einstellen und unsere Knaben waren froh, daß es fertig war; sie verrichteten noch ihr Abendgebet und dann begaben sie sich alle zur Ruhe.

Möge das heiligste Herz Jesu bald alle diese lieben Schwarzen an sich ziehen!

Acht Tage im Wald. (Schluß.)

Von P. Bernhard Kobnen F. S. C.

Um mich zum Essen aufzumuntern, nahm ein Schilluk meinen Löffel, griff zugleich mit der Hand in den Topf, holte eine ordentliche Faust voll Polenta heraus, womit er meinen Löffel anfüllte, den er mir dann übergab. Ich bin groß (vornehm), muß also mit dem Löffel essen; daß die andern ihn aber mit der Hand anfüllen, das ist nichts Besonderes und Außergewöhnliches. Den Schilluk dienen gewöhnlich, d. h. wenn sie Löffel gebrauchen, große, platte Muscheln als Löffel oder sie machen aus Spannlängen, gebogenen Hörnern geschickte Löffel, welche für die Milch dienen. (Solche Löffel habe ich mitgebracht nach Brixen.)

Trotz der entsetzlichen Mosquitos verließ der Abend in recht lebhafter Unterhaltung bis 10 Uhr und darüber. Es wurde geraucht, gegessen und geplaudert die ganze liebe Zeit. Es wurde geschwätzt über Politik und Geographie, über unsere Länder und Gebräuche. Was ihnen aber besonders komisch vorkam, war, daß wir Missionäre von verschiedenen Ländern, Sprachen und Nationen hier jetzt zusammen in Gemeinschaft leben; wie es doch möglich war, daß wir so zusammen kamen, um im Schillukland ein Haus zu bauen. Ich selbstverständlich kam immer am liebsten auf die Religion zu sprechen: von der Erschaffung, vom Leben nach dem Tod u. dgl. „Hörst du, was der Pater sagt?“ redete einer den andern an; „ich habe so etwas noch nie gehört, das gefällt mir. Nach dem Tode finden wir uns alle wieder zusammen; da ist ein Himmel und eine Hölle; wir sollen also die Lumpereien, Kriege und Kaufereien lassen und ein ruhiges Leben führen. Das ist ganz recht, die Schilluk sind schlecht.“

Sie ihrerseits erzählten mir dann wieder von ihren religiösen Ideen und Überlieferungen. Wie Nyfang (Stammvater) im Sturm durch

das Land geht und manchmal Leute mit sich nimmt in ein fernes Land. So z. B. war einmal ein Tanz in Utungkiel (einem Dorf in unserer Nähe). Da kam plötzlich ein starker Wind und darnach war ein junger Bursche nicht mehr zu finden; überall wurde er gesucht, aber umsonst. Man hielt ihn für verloren; man wußte nicht, ob ihn vielleicht ein Krokodil verschlungen oder ihm sonst etwas begegnet sei. Er wurde nun beweint und der Totentanz aufgeführt; niemand dachte mehr an ihn. Nach mehreren Jahren erschien er wieder im Dorf. Er ist jetzt ein sehr alter Mann und lebt noch. Ich werde nächstens den Wundermann einmal aufsuchen. Aber wie mir schon in ähnlichen Fällen geschehen ist, wird man nichts Bescheites aus ihm herausbringen.

Hier erinnere ich mich gerade daran: Vor zwei Jahren hörte ich in der Früh hier in der Nähe einen Totengesang und Weinen. Bald darauf erzählte man, eine Frau vom Dorf sei zum Fluß gegangen, um Wasser zu holen, und das Krokodil habe sie verschlungen. Den Krug und das kleine Schürzlein, welches die Frau getragen, habe man am Wasser gefunden und sonst sei jede Spur verschwunden. Aber, o Wunder! Einige Tage später erschien sie wieder in einem Dorf, gute zwei Stunden von hier, den Fluß hinauf. Wie, was, woher? . . . Geheimnis. Später einmal kam sie zu uns und ich fragte sie, wo sie gewesen war. Verblüfft schaute sie mich an und ein mattes, trübes Lächeln war die Antwort auf all mein Fragen und Zureden.

So verliefen die Abende in interessanter Unterhaltung. Einer mußte zum Fluß gehen und Wasser holen, da nahm er einen tüchtigen Feuerbrand aus dem Feuer und ging damit. „Oh!“ sagte ich, „was willst du mit dem angebrannten Knüttel?“ — „Damit haue ich die Hyäne auf den Schädel, wenn sie mir zu nahe kommt,“ sagte er. Die Hyänen schleichen bei Nacht um das Lager herum, ob

sie etwas erwischen können. Und man versicherte mir, daß sich um uns herum die Hyänen aufhalten. In der Tat, es ging keiner von unseren Leuten abends 200 Schritt vom

schlafen können.“ „Ganz recht, Pater, wir wollen auch beten.“ Da forderte ich die beiden Küchenjungen, die ziemlich regelmäßig in die Schule kommen, auf, sie sollen das



Jagdtrophäen. (Siehe Text Heft 9, Seite 208.)

Lager weg, ohne mit Lanze, Feuer oder Licht bewaffnet zu sein.

Wenn wir dann ausgeplaudert hatten, froch jeder in sein Mosquitonez. „So, jetzt bitten wir den lieben Gott, daß wir glücklich

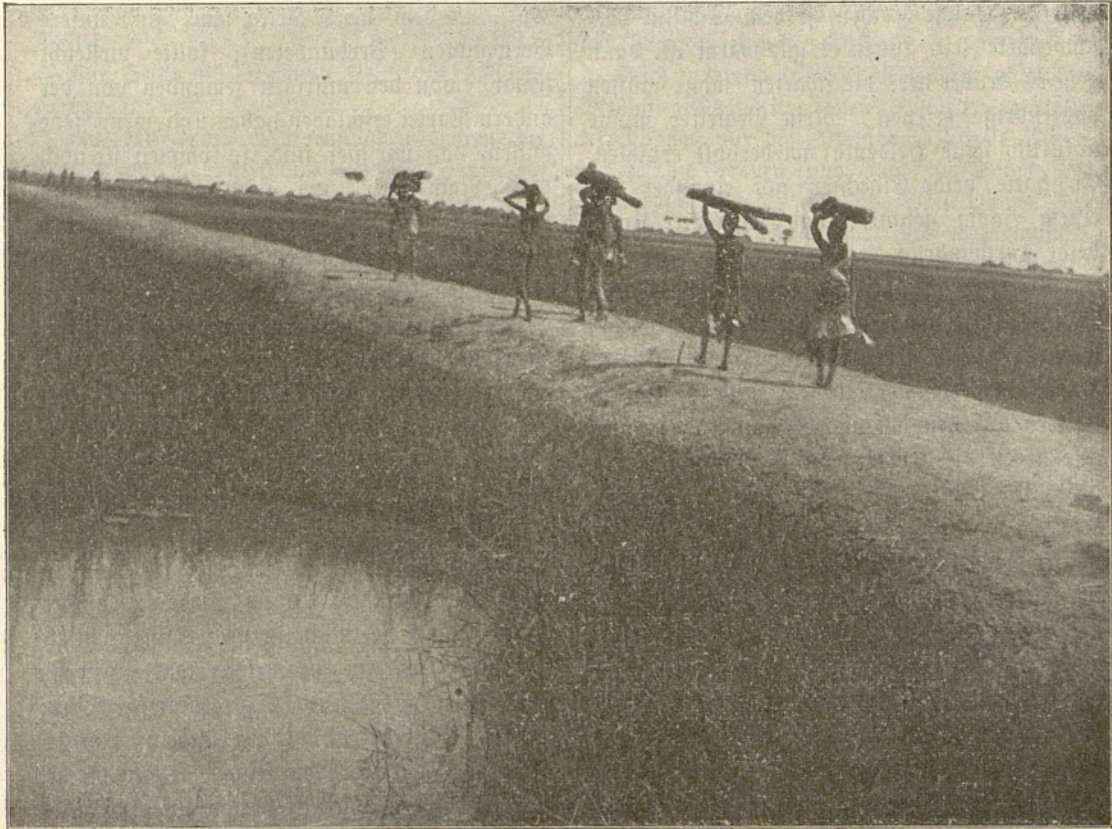
Uinan Cuok (Vater-
unser) laut beten. Die
andern fielen hie und da
mit einem Ausdruck da-
zwischen, was sie schon
so zufällig gelernt hatten.
Alle zufrieden und wohl-
gemut, bringen wir die
Nacht in süßester Ruhe
zu. Am Morgen forderte
ich sie auf, zu beten.
„Was,“ fragte einer,
„schon wieder beten?
Dessen wird man doch
satt.“ — „So,“ sagte
ich, „wirfst du denn nicht
auch heute essen, damit
du es aushalten kannst?“
— Am Abend darauf
sagte ich nichts und machte
mit lauter Stimme das
Kreuzzeichen für mich
allein. „Was machst du,
Pater,“ fiel einer gleich
ein, „warum beten wir
nicht alle zusammen, son-
dern du betest für dich
allein?“ — „Ihr habt,“
antwortete ich, „diesen
Morgen gesagt, ihr seid
des Betens müde.“ —
„Nein, nein, wir wollen
auch gut schlafen und
beten mit dir.“ Am
nächsten Abend dachten

sie selbst zuerst ans Beten.

In diesen Tagen waren wir mit schönen
Fischen gut versehen. Einer unserer Leute
nämlich hatte in der Nähe eine Fischerei ein-
gerichtet. In den vielen Chors (Kanälen) hier,

die zur Zeit des Hochwassers voll Wasser sind, haben unzählige Fische von allerhand Größe ihren Aufenthalt. Durch diese Chors machen die Schilke eine Art Zaun von Sträuchern und Gras, so daß die Fische nicht durch können, nur lassen sie in der Mitte einen Durchgang. Hierin stellen sie einen trichterförmigen Korb auf, der aus dick-

wöhnlichen Begleiter auf die Jagd. Ohne Begleitung eines Schilke darf man es hier kaum wagen, etwas weiter hinaus zu gehen, schon aus dem Grund, weil man sich hier unglaublich schnell und leicht verirren kann, denn es ist überall ein solch ewiges Einerlei, daß man nach hundert Schritten nicht mehr weiß, wo man ist und woher man kam. Er



Rückkehr aus dem Walde. (Siehe Text Seite 232.)

stengeligen Gras gemacht ist, so daß die Fische hinein können, aber nicht zurück, ähnlich wie bei einer Mausefalle. Täglich besuchte unser Landsmann seine Fischerei und brachte jedesmal zwei oder drei schöne Fische mit.

Selbst Honig fehlte uns nicht. Die Leute hatten beim Holzhauen in den Zweigen eines Baumes einen Bienenschwarm entdeckt.

Eines Tages ging ich mit meinem ge-

ging mir nach mit einem Gewehr auf der Schulter. Da mir das Jagdglück diesen Morgen nicht besonders hold war, setzte ich mich endlich im Schatten nieder und betete mein Brevier. Plötzlich krachte weit hinter mir ein Schuß.

Nachdem ich auch ein paar schöne Perlhühner geschossen, kam er triumphierend auf mich zu: „Siehst du meine Jagd!“ Zwei große Nileidechsen, jede fast einen Meter lang,

trug er an seinem Lanzenstiel aufgespießt über der Schulter. „Du wirst sehen, was das für ein leckerer Braten ist. Das ist mau, mau, mau (fett, fett, fett).“ Ohne die Haut abzu ziehen, wurden sie in kleine Stücke geschnitten und in einem Topf gekocht. Ich muß wirklich gestehen, es ist gar kein zu verachtender Biß. Hätten sie es nur ein wenig besser gekocht; aber das lange Kochen ist dem Schilluk verschwundene Zeit. Wenn es gut warm ist, dann geht es drüber her; die scharfen Zähne müssen das übrige erledigen. Mein Begleiter mußte natürlich seine Heldentat wiederholt erzählen. Er hatte beide Eidechsen auf einander auf einem Baum gefunden und mit einer Kugel beide durchbohrt.

Am Nachmittag ging ich am Rand des Waldes auf und ab, mein Brevier betend, während die Leute im Wald Holz schlugen. Auf einmal kommen alle auf mich zugelaufen, klettern auf den nächsten Baum und schauen alle gegen die Dörfer auf der andern Seite des Nil. „Was ist? Was gibt's?“ „Krieg, Krieg!“ war ihre kurze Antwort. Die Weiber haben drüben Kriegsalarm geschlagen. Sobald im Schillukland nämlich eine Streitigkeit ausbricht zwischen zwei Dörfern, so schreien die Weiber gleich ein eigenartiges lu-lu-lu. Das geht wie ein Blitz durch die Dörfer und alles läuft zusammen. Auf diese Weise artet eine kleine Streitigkeit nicht selten in eine völlige Schlacht aus, wo oft einige Burschen auf dem Felde liegen bleiben. Ich am Rand des Waldes hatte nichts bemerkt und gehört und doch war es dem scharfen Ohr meiner Schilluk im Wald bei der Arbeit nicht entgangen. Während ich in der weiten Ferne nur einige Lanzen im Sonnenschein blitzen sah, betrachteten meine Leute mit freiem Auge jede Bewegung der beiden Kaufparteien: jetzt gehen sie voraus, jetzt zurück, da kommen jene Dörfer noch hinzu, dort treiben sie eine Kuh. Die Ursache nämlich der meisten Kaufereien ist gewöhnlich das Vieh.

Die Abendunterhaltung drehte sich selbstverständlich um das Hauptereignis des Tages. Wenn es sich um Kaufereien handelt, dann wird der Schilluk lebendig. Lanzen und Spieße werden bereit gelegt. Spieße, woran die Mosquitoneze gefnüpft waren, wurden herausgezogen und durch Stöcke ersetzt. „Sieh', Pater,“ fing einer an, „im Schillukland ist es so: Das Dorf, in dem heute Krieg war, sind unsere Verwandten (Verbündeten); sollte vielleicht jemand von den unsrigen jemanden von der andern Partei erschlagen haben und wenn jene wissen, daß wir hier sind, so kommen sie noch diese Nacht her, um sich zu rächen und jemanden von uns zu töten.“ So gefährlich wird es doch wohl nicht, meinte ich, aber sie versicherten fest, die Schilluk seien so.

Als wir schon alle in unser Netz gekrochen waren, beredeten sie unter sich, was sie tun sollen, wenn jemand bei Nacht komme und frage: Seid ihr hier? Ob sie antworten sollten oder gleich dreinhauen. Ich bemerkte, daß sie die Sache doch etwas ernst nahmen, deshalb sagte ich: „Hört einmal! Wenn bei Nacht jemand kommt und fragt: ‚Seid ihr hier?‘ so gebet keine Antwort und ich werde auch nichts sagen, damit sie mich an der Stimme nicht erkennen, sondern ich nehme das Gewehr und schieße über ihre Köpfe hinweg; dann werden sie glauben, daß ein anderer Bongo (Fremder) da ist, der keinen Spaß macht, und sie werden erschreckt davonlaufen.“ „Das ist ein Wort.“ Alle gaben Beifall. „Du hast gesprochen; schieße sie nicht tot, Pater, sondern drüber her, dann haben sie schon Schreck genug und werden schon laufen.“ Wir schliefen ruhig bis zum anderen Morgen.

Am letzten Abend noch meldete sich der König des Waldes. In der Ferne hörte man sein tiefes, dumpfes Gebrüll. Wir wurden aber von ihm nicht weiter belästigt.

Am Nachmittag suchten wir unsere sieben Sachen zusammen und getrost und zufrieden segelten wir nach Hause.

Unterhaltendes.

Doppelte Ketten.

Erzählung von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

11. Kapitel.

Der Tod des Scheichs.

Diesen Morgen herrschte Schrecken in der Jeriba.

Die Sklavenjäger waren Beute der höchsten Erregung.

In den ersten Morgenstunden waren die Frauen und Söhne Amurs aus dem Hause gekommen, hatten vor Furcht und Schrecken geschrien und um Hilfe gerufen.

„Amur ist tot!“ schrien sie; „er ist tot!“

Die Kunde vom Tode des Sklavenhändlers verbreitete sich schnell unter den Sklavenjägern. Alle kamen herbei und legten den Fall als Folge einer außerordentlichen Erregung aus.

Gmini war unter den ersten.

„Ruhe!“ gebot er mit lauter Stimme. „Ruhe! Die Nachricht ist, wenn sie wahr ist, von außerordentlicher Wichtigkeit. Bringt lieber Licht in die Sache. Ich bin in letzter Zeit freilich nicht gerade Amurs Freund gewesen; ich billigte seine Handlungsweise nicht und fürchtete den Zorn des Propheten. Ihr wißt es; aber ich stehe keinem nach von euch und ihr werdet mir sicher gehorchen, für jetzt wenigstens.“

„Freilich, ja!“ antworteten fast alle. „Geh nur du und bringe die Sache in Ordnung. Wir unterwerfen uns vollständig deiner Einsicht.“

Nur Sues rief: „Ich bin der älteste. Mir kommt es zu, die Sache zu erledigen.“

Er wurde von den Rufen der anderen überhört, welche mehr für Gmini waren. Die Versprechungen des listigen Sklavenjägers hatten ausgezeichnetes Erdreich gefunden.

Er gebot ihnen Ruhe und trat in das Gebäude ein.

Dieser Ort war ihm nicht bekannt. Er war noch nie hier gewesen. Der Sklavenjäger hatte den Ort, wo seine Familie wohnte, für heilig erklärt

und litt es nicht, daß einer seinen Fuß hineinsetzte. Er hatte den Gedanken des Korans ausgeführt, daß dort, wo die Familie eines Gläubigen wohnte, kein Fremder eintreten dürfe.

Auch während seiner Abwesenheit hätte kein Mensch gewagt, in diesen heiligen Ort einzutreten, wo nur die Sklavinnen Zutritt hatten, welche die Frauen und auch die Söhne des Sklavenjägers, der wie alle Muselmänner der Vielweiberei ergeben war, bedienen mußten. Das innere Gebäude war nicht groß und bestand aus der Herrenwohnung, wo der Sklavenjäger wohnte, aus einigen Hüttchen, eine für jede seiner Frauen, und einem großen Vorratsraum, wo seine Schätze aufgehäuft lagen: Säcke voll Maria-Theresia-Daler, Elefantenzähne, Salz, Bein- und Glaswaren, Gegenstände von wirklich großem Wert und anderes, was auf den afrikanischen Märkten hohen Wert hatte.

Im Hofe waren einige Knaben, welche, vielleicht um sich die Furcht zu vertreiben, einige arme Sklavinnen schlugen, Säuglinge, welche sich an ihre Wärterinnen schmiegt, und endlich einige Frauen, welche vor Schmerz schrien.

„O mein Herr! Mein Sultan! Mein Elefant! Mein Daler!“ riefen sie laut, indem sie sich die Haare raupen und ihre Brust mit den Nägeln zerkratzten, um sich blutige Striemen zu bereiten.

„Wo befindet sich der Leichnam?“ fragte Gmini die Frauen, welche laut schrien, als sie seiner ansichtig wurden.

„Hinaus! Hinaus! Sein Harem!“ riefen sie.

„Er ist tot und jetzt befehle ich! Gehorchet!“ jagte er.

Die mohammedanische Frau wird als Sklavin des Mannes gehalten, dem sie in jeder Sache unterworfen sein muß. Sie ist nicht berechtigt, auch nur die geringste Bewegung zu machen.

In allem ist sie vom Manne abhängig, vom Vater, vom Gemahl, vom Sohn und deshalb gewohnt, zu gehorchen. Und sie gehorcht blind. Nach dem Tode des Gatten gehorcht sie den Söhnen, den nächsten Verwandten und demjenigen, der ihrem Manne in der Erbschaft nachgefolgt ist. Es genügte also schon jene Anspielung Eminis auf seine Würde, um sie seinen Befehlen gefügig zu machen.

Sie führten ihn in das Herrngemach, einer Holzhütte, niedrig, nicht lang, mit einer Thür und ohne Fenster.

In den Tropenländern spielt sich das Leben im Freien ab, im Garten, und deshalb sind die Wohnungen so klein und unansehnlich. Sie dienen nur als Versteck, um sich während des Regens dorthin zu flüchten oder um die kältesten Nächte dort zuzubringen.

Amurs Haus hatte nur zwei Räumlichkeiten, die durch eine Zwischenwand getrennt waren.

Der Ort, wo die Frauen Eminis eintreten ließen, war prunkvoll geziert. Auf dem Teppich, welcher als Sitz diente, als Tisch und Bett, lag ein menschlicher Leib, fast nackt, von Stichen bedeckt, in einer Blutlache: der Leichnam Amurs. Die Frauen fingen bei diesem Anblick wieder an wehklagen und sich zu zerkraxen, aber Eminis fuhr sie an:

„Still! Der Herr befiehlt es euch!“

Sie schwiegen.

Er fragte sie:

„Wann hat sich Amur gestern abends zurückgezogen.“

„Biemlich spät,“ antwortete eine alte Tante des Sklavenjägers, die er aus Arabien mitgebracht hatte und die seinen Harem leitete. „Er feierte seine Rückkehr mit reichlichen Spenden von Tropfen von Allahs Thron, bis er nicht mehr konnte. Schwankend zog er sich in seine Zimmer zurück, wo ich ihn heute früh tot aufsand.“

„Könnt ihr nicht vermuten, wer der Mörder ist?“ fragte Eminis.

Keine konnte ihm etwas sagen.

„Habt ihr heute nachts keinen Lärm gehört?“

Niemand hatte etwas Verdächtiges gehört.

Eminis rief die alte Tante Amurs auf die Seite.

„Das Verbrechen kann doch wohl nicht von einer Person aus dem Harem verübt worden sein?“ fragte er.

Die Frau antwortete verneinend. Sie hielt es für unmöglich.

Eminis unterzog sie einem langen Verhör. Dann verließ er das Haus.

„Amur ist ermordet worden,“ sagte er zu den Sklavenjägern, die ihn erwarteten.

Diese Nachricht traf sie sehr. Bis zu diesem Augenblicke hatten sie gemeint, ihr Anführer sei eines natürlichen Todes gestorben.

„Wer hat ihn ermordet?“ fragten sie.

„Ich habe Nachforschungen angestellt,“ sagte Eminis. „Es ist sicher, daß das Verbrechen nicht von einer Person des Harems ausgeführt wurde.“

„Ist das sicher?“ fragte Sues.

„Ja. Und dann, welches Interesse hätten wohl jene Frauen haben können, ihren Gemahl zu töten? Jetzt, wo er tot ist, werden sie die Sklavinnen des Erben, welcher suchen wird, sich ihrer zu entledigen, und sie wahrscheinlich auf dem Grabe des Toten hinrichtet.“ Der Gebrauch, die Weiber und Sklaven am Grabe des Herrn zu töten, der sie zu Sklaven in seinem zukünftigen Leben braucht, ist sehr verbreitet unter den Negern von Afrika, von denen er auf die Araber übergang, welche sich mit ihnen in ständiger Berührung befinden, und der Fall ist nicht selten, daß man am Grabe eines Sklavenbesizers zahlreiche Menschenopfer bringt.

Sues schwieg und Eminis fuhr fort:

„Ich schließe die Möglichkeit aus, daß ein Sklave den Mord begangen hat.“

„Warum?“ fragte Sues.

„Weil sie jede Nacht von den Aufsehern angekettet werden. Es ist nicht möglich, daß ein Sklave in seinen Ketten den hohen Baum übersteigt, der das Haus umgibt und noch dazu den Hof überschreite, ohne Lärm zu machen.“

„Wer ist also der Mörder gewesen?“ fragte Sues.

„Ich weiß es nicht. Jedoch zweifle ich nicht, daß wir ihn in unserer Mitte zu suchen haben,“ sagte Eminis.

„In diesem Falle müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf den lenken, der ihn so gehaßt hat,“ rief Sues.

Die Anspielung lag offen. Aller Blicke richteten sich auf Gmini, dessen Gesicht sich in unfäglicher Wut verzerrte.

„Suef! Du spielst auf mich an?“ fragte er lebhaft.

„Und wenn ich es täte?“ fragte dieser.

„So gäbe ich dir eine Kugel!“

Suef zog auch den Revolver und indem er ihn auf den Gegner richtete, rief er:

„Hoffe nicht, mich auf gleiche Weise umzubringen wie den Herrn!“

„Fechling!“ schrie Gmini und wollte ihm eben die Waffe entreißen, aber Rubaf und der alte Goffarah hielten ihn auf. Letzterer sagte:

„Zähmet alle zwei eure Zunge! Verfeindet euch nicht jetzt, wo wir allen Grund haben, einig zu sein. Höret auf einen Vorschlag von mir. Suef möge seine Behauptung beweisen und Gmini bekommt eine Kugel; wenn ihm dies aber nicht gelingt, so soll er getötet werden. Seid ihr es zufrieden?“

„Ja, freilich,“ sagten alle und wieder rief Suef aus:

„Wenn es mir nicht gelingt, meine Anschuldigung zu beweisen, so tötet mich nur.“

Gmini bemerkte dagegen:

„Wenn Suef seinen Verdacht rechtfertigt, tötet mich. Im andern Falle verzeihe ich ihn. Ich will seine Bestrafung nicht.“

Ein Murren des Beifalls erhob sich unter den Sklavenjägern. Suef hingegen rief:

„Ich nehme keine Gnade nicht an und fordere, daß, solange mein Verdacht auf ihn ruht, ein anderer seinen Posten einnehme!“

„Was sagt ihr dazu?“ fragte Gmini.

„Für den Augenblick führe du die Stelle des verstorbenen Herrn weiter!“ antworteten diese. Suef wollte sich entrüstet entfernen, aber Gmini befahl ihm:

„Bleib’!“

„Wer kann es mir befehlen?“ fragte Suef bitter.

„Ich!“

„Mit welchem Recht?“

„Mit dem Recht, das mir von diesen Männern übertragen wurde. Was würdest du denn sagen, wenn ich dich für des Mordes schuldig erklärte und beteuerte, daß du die Schuld auf mich wälzen willst?“ fragte Gmini.

Suef erbleichte.

„Du würdest es wagen?“ stammelte er in namenloser Wut.

„Warum nicht?“

„Ein ähnlicher Verdacht. Mit welchem Recht hast du ihn gebildet?“

„Mit demselben, mit dem du mich beargwöhnst. Rühre dich also nicht! Deine Entfernung käme einer Flucht gleich, welche ich mit aller Strenge verhindern müßte, da sie deine Schuld bestätigen würde.“

Suef ballte die Fäuste.

„Du sollst es büßen,“ schrie er.

„Ruhe, Ruhe!“ riet Goffarah, während andere den wütenden Suef zu beruhigen suchten. Dieser wollte sich nichts einreden lassen.

Darauf sagte Gmini:

„Einer von uns ist der Übeltäter.“

Alle verwahrten sich entrüstet dagegen.

„Der Schuldige mache sich fort. Es wäre möglich, daß der Mord ihm nicht als Schuld angerechnet werden darf; daß er Amur töten mußte, um eine Blutrache zu erfüllen oder um eine Schuld zu tilgen. Aber sind wir denn alle da?“

Einer fehlte: der Aufseher der Sklaven.

„Vielleicht weiß er noch nichts vom Tode Amurs,“ sagte Gmini.

„Ich halte es nicht für möglich,“ sagte Said.

„Kara, ich bitte dich, geh’ und rufe ihn,“ sagte Gmini zu dem jungen Sklavenjäger.

Dieser entfernte sich sofort. Es lag ihm daran, sich bei Gmini in Gunst zu setzen.

Während seiner Abwesenheit zerbrachen sich die Sklavenjäger vergeblich die Köpfe, wer der Urheber dieses Verbrechens wäre; alle mußten Gmini recht geben, man konnte den Mörder nicht im Harem suchen und auch die Sklaven mußte man ausschließen. Es blieb also nichts übrig, als ihn bei den Sklavenjägern zu suchen.

Während sie redeten, kehrte Kara im Laufe zurück, mit dem Ausdruck des Schreckens auf dem rohen Antlitz.

„Entsetzlich!“ rief er. „Entsetzlich!“

„Was ist geschehen?“ fragte ihn Gmini.

„Der Aufseher ist ermordet. Er hat einen Dolchstich im Rücken.“

Ausrufe des Entsetzens. Ein neuer Mord! Das war ein Unglückstag!

„Der Aufseher ermordet! Erzähle, erzähle!“

„Ich kann blutwenig sagen. Ich traf die Türe des Verschlags geöffnet...!“

„Offen?“ fragte Gmini lebhaft. „Wer ist gestern zuletzt hinausgegangen?“

„Ich,“ sagte Kara.

„Ah, ich erinnere mich. Du hattest dich dorthin begeben, um Anton geißeln zu lassen. Weiter!“

„Ich trat ein. Die Ecke für die rebellischen Sklaven war leer. Anton befand sich nicht mehr dort; auf dem Stroh hingegen lag die Leiche des Aufsehers.“

„Und die Sklaven?“

„Sind in ihren Hütten.“

„Alle? Haben sie nichts gemerkt?“

„Wirklich gar nichts.“

„Und Anton, sagtest du, ist nicht mehr dort?“

„Nein.“

„Wohin kann er sein?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wer hat Befehl gegeben, ihm die Ketten abzunehmen?“

„Du selbst warst anwesend und weißt, daß der Aufseher ihn losmachen wollte, weil er fürchtete, Anton müsse unterliegen.“

Gmini stand einen Augenblick in Gedanken.

„Wenn mich nicht alles täuscht, so hast du selbst den Aufseher gebeten, ihm die Ketten abzunehmen,“ sagte er dann und schaute Kara strenge an.

„Ich?“ rief dieser erbleichend aus. „Du irrst dich.“

„Ich glaube nicht. Aber die Sache ist für jetzt nicht wichtig. Ich halte es für unmöglich, daß der gepeitschte Sklave den Aufseher habe töten und das Haus verlassen können. Ich kann es kaum glauben, daß er sich nicht mehr dort befindet. Ich muß mich überzeugen. Kommt!“

Gmini begab sich, begleitet von den Sklavenjägern und den Askaris, zur Hütte. Bevor er noch dort angekommen war, blieb er bestürzt stehen.

„Eine Spur! Blutlachen! Es scheint, daß er hier gegangen ist und ein blutende Person geschleift hat,“ rief er aus. „Folgen wir den Spuren!“

„Anton wäre also aus der Hütte gegangen?“ bemerkte Kara.

„Und hat den Herrn ermordet! In diesem Falle wärest du nicht ohne Mitschuld, Kara!“

„Warum?“ fragte dieser, indem er sich von neuem entfärbte.

„Der Befehl, den du gestern abends gabst?“

„Ich habe gar nichts befohlen.“

„Halt' mich nicht zum Narren! Ich weiß es recht gut. Freilich, die äußerste Folge konntest du nicht voraussehen. Aber was sehe ich? Mein Verdacht“... rief Gmini aus und blieb stehen.

Vor ihm lag im Graße ein menschlicher Körper, gepeitscht, von Wunden bedeckt, der Sinne beraubt, mit der Rechten den Dolch zückend; es war Anton.

„Anton!“ riefen einige.

„Er hat Suefs Dolch,“ sagten andere.

„Mein Dolch! Ah, jetzt weiß ich, wer ihn mir gestohlen hat!“ sagte Suf und wollte Anton den Dolch entreißen. Aber Gmini hinderte ihn und befahl seinen Leuten:

„Nehmet Suf fest!“

„Ich lasse mich nicht binden!“ versicherte dieser.

„Packt ihn, er ist des Mordes schuldig. Ah, Kerl! Und du wolltest auf gutes Glück den Verdacht auf mich wälzen!“ rief Gmini.

Sein Befehl fand Gehör. Zwei starke Askari schlugen Suf in Eisen. Er beteuerte seine Unschuld.

Gmini bemerkte:

„Für mich, und ich glaube, auch für euch läßt die Sache keinen Zweifel zu. Der Mord wurde von Anton vollführt, der sich rächen wollte für das Übel, das Amur ihn ertragen ließ, wenn man überhaupt so sagen kann, da Amur ja viel zu gut war mit diesem Unverschämten, so viel, daß er sogar Mohammeds Sache verriet, wofür er nun auch hart gestraft ist. Anton hat zwischen den Fingern Suefs Dolch. Es ist also sicher, daß Suf ihn geholfen hat.“

„Nein, nein!“ schrie Suf.

„Aber dieser Dolch?“ fragte Gmini.

„Ist mir gestohlen worden.“

„Wem von euch hat Suf diesen Diebstahl mitgeteilt?“ fragte Gmini die Sklavenjäger.

„Ich konnte nicht sprechen, denn der Diebstahl wurde gestern abends begangen,“ sagte Suf.

„Von Anton, welcher sich in der Hütte befand?“ spöttelte Emini. „Es steht also fest, daß Sues, um sich an Amur dafür zu rächen, daß dieser ihm Kara vorgezogen, Anton gegen den Herrn gereizt hat. Es ist wahrscheinlich, daß Sues den Aufseher umgebracht hat, dann aber den Dolch Anton zusteckte, der grausam und wild ist, da er ein Christ ist, und sich in Folge der Hiebe von gestern so schrecklich zugerichtet sah. Nicht ohne Schuld ist Kara, der die Türe offen ließ, durch die der verruchte Sues den Hof betrat und dann den Aufseher entweder selbst tötete oder töten ließ und Anton gegen den Herrn reizte.“

Sues und Kara verwahrten sich gegen diese Worte, aber die andern hießen sie schweigen. Eminis Worte hatten sie überzeugt und der Versuch Sues, den Verdacht auf Emini zu schieben, mußte sie nur darin bestärken. Sie dachten nicht an die großen Unwahrscheinlichkeiten dieser Erzählung, nicht an die Unmöglichkeit eines Ausgleichs zwischen Anton und Sues, nicht, daß Anton nach jener furchtbaren Behandlung überhaupt die Einzäunung nicht hätte übersteigen, den Hof durchqueren, zum Herrn gelangen und ihn töten können. Es lag ihnen daran, den Schuldigen zu finden und sich damit von jedem Verdacht zu befreien. Überdies hätte sie niemand eines Vergehens anklagen können, dessen sie sich nicht schuldig fühlten. Alle stimmten also der Sachlage, so wie sie von Emini dargelegt wurde, bei.

„Das Vergehen muß bestraft werden,“ sagte dieser.

„Ja, freilich!“ riefen die Sklavenjäger alle.

„Welche Strafe sprecht ihr über Anton aus, den Sklaven, der seinen Herrn gemordet?“

„Man quäle ihn zu Tode auf die grausamste Weise.“

„Ja, zu Tode. Er hätte schon früher gefoltert und getötet werden sollen, der Tollkühne, welcher den Propheten zu lästern und Allah die Anbetung zu verweigern wagte,“ sagte Emini. „Wenn Amur auf mich gehört hätte, so wäre er jetzt noch am Leben und wir hätten seinen Tod nicht zu beweinen. Und Sues?“

Alle sprachen auch über ihn die Todesstrafe aus und fragten nach der Folter. Die Sklaven-

jäger waren alle sehr grausam. Sie hatten schon so viele Menschen getötet, daß ein Menschenleben in ihren Augen fast wertlos war; auch kannten sie Freundschaft und Gemein Sinn nicht einmal dem Namen nach.

„Ich empfehle Kara eurem Mitleid,“ sagte Emini. „Er hat gefehlt, aber nicht aus Bosheit. Er konnte die Folgen seiner Tat nicht voraussehen.“

Die andern waren jedoch nicht einmal mit Kara barmherzig und verurteilten ihn ebenfalls zum Tode. Je kleiner ihre Zahl, desto größer wäre ihr Anteil an dem Gute des Verstorbenen gewesen.

„Die drei Urteilsprüche werden während des Begräbnisses des Scheichs, welches nachmittags stattfindet, vollstreckt werden und dann werden wir auslösen, wer sie töten soll.“

Die Sklavenjäger wollten nicht so lange warten, sondern schon jetzt zu einem Entschlusse kommen.

Sie sahen leicht ein, was die drei Söhne ihres Anführers zu beanspruchen hätten. Nachfolgen durfte ihm keiner.

Rubaf wurde beauftragt, die drei Knaben zu holen; der älteste von ihnen war zwölf Jahre alt.

Sie wurden alle drei auf barbarische Weise hingenordet.

Die Sklavenjäger kamen nach einer erregten Unterredung dahin überein, daß das Vermögen in beweglichem Gut, das sich in der Zeriba befindet, unter sie so ausgeteilt werden solle, daß jeder Araber das Doppelte von einem andern bekommen solle, wie er ja auch den doppelten Lohn bekam.

Als Anführer wurde Emini erwählt, der die Verträge zu halten versprach und ihnen gegenüber die Bedingungen unter Amur beibehielt, wobei sie sich später noch das Recht, Aufbesserung zu verlangen, ausbedungen hatten.

Emini war so am Ziele seiner Wünsche angelangt.

Später sagte er zu Mahmet und Mehmat unter vier Augen:

„Ihr habt euer Versprechen gehalten und werdet die Stelle von Kara und Sues einnehmen. Auch werdet ihr euren Anteil an der Beute erhalten und immer den andern vorgezogen werden.“

Sie dankten ihm sehr. Als er sich entfernt hatte, sagte Mahmet zu seinem jungen Gefährten:

„Jetzt haben wir ihn in unseren Händen. Er wird uns nachgeben müssen, so viel wir wollen, aus Furcht, wir möchten ihn verraten. Die richtigen Herren der Zeriba sind wir.“

Emini hingegen bemühte sich, sie für immer schweigen zu machen.

So suchte der eine Schelm den andern zu verderben. Freilich, nicht einmal unter Schurken ist eine Einigkeit möglich.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Aus Ikhartum.

Frühes Steigen des Nils; erster Regen; orkanartiger Sturm und — ohne Dach.

Letztes Jahr hatte der Nil eine Höhe erreicht, wie man sich nur selten erinnert. Man hatte eine Überschwemmung der Stadt befürchtet, die jedoch zum Glück ausblieb. Man sagte, das folgende Jahr werde wieder wenig Wasser kommen, da für gewöhnlich die starken Regengüsse zwei Jahre nacheinander nicht auftreten. Doch scheint es dieses Jahr noch ärger zu werden. Ende Mai, also zu einer Zeit, in der der Nil andere Jahre noch zu fallen pflegt, begann er dieses Jahr schon zu steigen und jetzt ist er um etwa einen Meter höher als letztes Jahr um diese Zeit. Dort, wo der Nil allenfalls zuerst aus den Ufern treten würde, beginnt man darum schon jetzt, durch mit Sand gefüllte Säcke einen schützenden Damm aufzuführen. Wir hoffen, dieses Schauspiel jedoch nicht zu erleben; denn das Missionsgebäude würde eines der ersten Opfer sein, dem manche andere Häuser folgen würden wegen mangelhafter Fundamente. Sonst trägt natürlich jeder schon die Spuren der Regenzeit, die darin bestehen, daß man am ganzen Körper rote Fleckchen bekommt, die nach einiger Zeit zu gelben Pünktchen ausreifen und dann aufspringen. Dieselben verursachen von Zeit zu Zeit ein Gefühl, als ob man am ganzen Leibe Nadeln hätte. Manchmal sind diese eigentümlichen Schmerzen so stark, daß man aufschreien möchte, und doch heißt es einfach Geduld haben.

Nachdem sich der Regen öfter durch dunkle Wolken angemeldet hatte, wie er es immer zu tun pflegt, kam endlich am 2. Juli der erste afrikanische Regen, zuerst einige Tropfen und dann in Strömen im eigentlichen Sinne des

Wortes. Am 6. Juli abends folgte ein noch stärkerer. Nach einem solchen viertel- oder halbstündigen Regen haben wir alsbald alles voll Lachen. Aber dabei bleibt es leider nicht immer, es kommen manchmal zugleich mit ihm starke Stürme.

Am 9. Juli, gegen 7 Uhr, kam ein solcher Regenschauer mit großer Gewalt. Er löschte bei uns die Lichter aus und das Dach der Veranda, das sich längs des Hauses hinzieht, wurde zum Teil aus den Mauersockeln gehoben, legte sich jedoch von selbst wieder hinein. Aber alsbald traf ein Araber ein mit einem Briefe von den Schwestern an den Obern mit dem Inhalt: „Wir stehen ohne Dach; der Wind hat es genommen und auf die Tramstation geworfen. Bitte, uns einige Brüder zu Hilfe zu schicken.“ Alsbald gingen zwei Brüder, um zu sehen, was zu helfen sei zu dieser Stunde. Da mußten sie ein trauriges Bild der Verwüstung sehen. Holzgebälke und Zinkplatten lagen durcheinander. Der Wind hatte das Dach des Hauses und das der Veranda fortgetragen, nur mehr die Bretterstützen zurücklassend, die er zum Teil auch mitnahm. Alle Zinkplatten waren fortgetragen und auf die Straße geworfen. Die Brüder und alle Schwestern machten sich nun mit einigen Eingeborenen ans Werk, um wenigstens den Hauptplatz frei zu machen. Man zog alles in die Nähe des Hauses, obwohl man gezwungen war, durch Wasser und Schlamm zu waten, so daß schließlich alle ganz naß und schmutzig waren. Es folgte eine schlimme Nacht. Der Regen kam überall herein und trug den Schmutz vom Dach in die Zimmer. Hoffentlich wird man das Dach bald fertigstellen, so daß die Schwestern nicht länger in Gefahr sind, in der Nacht vom Regen überrascht zu werden. Es ist dies

eine neue starke Anforderung an die ohnehin schon sehr knapp bemessenen Mittel der Mission, besonders wenn man bedenkt, daß nicht bloß Zink, sondern auch das ganze Holz von Europa geliefert werden muß.

Dieser starke Wind, der sich besonders im Centrum der Stadt bemerkbar gemacht hatte, hat auch manchen anderen Schaden verursacht, so durch Niederreißung von nicht besonders stark konstruierten Holznebenbauten, wie Veranden usw. Dabei wurde auch der Diener eines Griechen schwer verletzt. Einer armen eingeborenen Frau, die Durra zum Verkauf hatte, trug der Wind einen guten Teil in die Luft und zerstreute sie, so daß die arme Frau über ihr Unglück weinte, begreiflich, da sie vielleicht ihre ganze Habe darstellte. An den Hauptstraßen wurde eine Reihe Bäume umgeworfen, nachdem sie mit großer Mühe gepflegt und großgezogen worden waren. Im Nil versenkte der Sturm eine große Barke, so daß man nur mehr das Steuerruder heraussehen sah; sie wurde später gehoben. Bei manchen Barken riß er die Segelstangen ab. Wäre ein solcher Sturm am Tage gekommen, es dürfte fatal gewesen sein. Am Plage besonders, wo das Dach der Schweitern hingeschleudert wurde, ist es gewöhnlich voll Leute. Am selben Plage wurden auch vier Wagen der Tram umgeworfen. Wo solche Stürme, Orkane, stärker auftreten, da muß es furchtbare Katastrophen absetzen. Gott wolle uns vor solchen bewahren!

Menschenfresserei am Kongo.

Wie fast alle Negerstämme im hinteren Kongogebiete, sind auch die Eingeborenen am Sanga dem Kannibalismus ergeben und der französische Expeditionsleiter erzählt davon, wie er in einem Dorfe in einem dampfenden Fleischtopf im Wasser kochend die Arme und Brustteile einer Frau fand. Es gibt keine Speise, die diesen Negerstämmen köstlicher und geschmackvoller dünkte als Menschenfleisch, und sie unterscheiden dabei genau zwischen Negern und Weißen. Das Fleisch der Europäer

wird entschieden vorgezogen und mit großem Freimut äußern die Neger sich über diese Vorliebe. In der Regel sind es Kriegsgefangene, getötete Feinde oder auch Frauen des eigenen Stammes, die geopfert und dann verzehrt werden. Diese Schmausereien werden stets lange vorher vorbereitet und ein großes Fest geht ihnen voraus. Der ganze Stamm tritt dann zusammen, die armen Opfer werden mit seltenem Öl und wohlriechenden Fetten gesalbt, man schmückt sie mit Arm- und Halsbändern aus Kupfer und Perlen und nun werden sie mitten in den Kreis des tanzenden, jubelnden und lärmenden Volkes hineingeführt. Durch den Wald brausen dann die Tamtamschläge, weithin schallen die singenden Stimmen der begeistertsten Teilnehmer, große hochauflodernde Freudenfeuer leuchten auf und werfen ihren phantastischen Glanz auf die wilden, dunklen Gestalten, die hier mit gellenden Freudenrufen tanzen und springen. Dann plötzlich ertönt ein Signal. Alle kennen es. Einen Augenblick später sind die bereits vorher bestimmten Opfer erfaßt. Sie werden erdroffelt und ihr leuchtendes Stöhnen erstickt in dem lauten Gesang ringsum, der in diesem Augenblick laut und wild aufbraust. Dann schreitet man zur Verteilung des Fleisches, das Fest ist zu Ende, ein jeder eilt heim in die Hütte, um hier in Ruhe das Mahl zu bereiten und zu genießen. Lenzant ist der Ansicht, daß der Kannibalismus der Sanga-Stämme im wesentlichen seine Ursache in der unüberwindlichen Schwierigkeit des Negers habe, sich ausreichend Fleischnahrung zu verschaffen. Die Affen, Ratten und Schlangen, die im Walde gefangen und erlegt werden, reichten nicht aus, das Bedürfnis nach Fleischnahrung zu stillen, und aus dieser Notlage heraus entwickelte sich schließlich der Kannibalismus. Wo immer man auch in Mittelafrika den Kannibalismus beobachtet, wird man finden, daß seine schlimmsten Orgien stets mit den Zeiten des Mangels an anderen Nahrungsmitteln zusammenfallen. Wo die Bananenzucht und der Maniok nur schlechte Ernte bringen, zeigt die Vorliebe der Neger für Menschenopfer den größten Fanatismus; er ersetzt schlechte Jagd und schlechte Ernte.

Weiteres.

Ein Strolch macht sich bei einer Frau anheischig, für einen Teller Suppe alle Mäuse in ihrem Hause aus dem Wege zu räumen. Nachdem er die Suppe gegessen, fordert ihn die Frau auf, sein Versprechen zu erfüllen. Der Gauner nimmt seinen derben Knüttelstock zur Hand und antwortet der erstaunten Frau: „So, bringen Sie dieselben nur her, ich will dann allesamt erschlagen.“

Der aufmerksame Wirt. Gast: „Das muß man sagen, aufmerksam ist unser Wirt gegen seine Stammgäste — acht Tage lang hebt er uns oft die Speisen auf.“

Am tsst i l. Gerichtsdienner Wolf berichtet, daß er die Vorladung dem Adolf Maier nicht zustellen konnte, weil derselbe dieselbe nicht annahm, indem derselbe nicht derselbe ist.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Kinder-Missionskalender für 1910. 2. Jahrgang. Herausgegeben von der St. Petrus Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen, Salzburg. Mit Post 35 Heller, 35 Pfg., 35 cent. Bezugsadressen: St. Petrus Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12, und deren Filialen: München, Türkenstraße 15 II.; Breslau, Dirschstraße 33; Zug (Schweiz), St. Oswaldsgasse 15.

Den so verderblich wirkenden blutrünstigen „Indianergeschichten“ entgegenzuarbeiten, ist erfreulicherweise den prächtigen Erzählungen „Aus fernen Ländern“ von F. Spillmann S. J. gelungen. Diese billigen Bändchen (es sind bereits 24 erschienen, Verlag von Herder in Freiburg und Wien) erzählen wie jene Indianergeschichten spannend und lebhaft über fremde Länder und Völker, über Gefahren und Abenteuer, jedoch in einer Art, welche die jugendliche Phantasie nicht überreizt, vielmehr veredelnd und bildend wirkt. Eltern und Lehrern aufs beste zu Geschenken an die Jugend empfohlen.

Im den Himmel will ich kommen! Lehr- und Gebetbüchlein für fromme Kinder. Zunächst für die ersten Schuljahre mit Einschluß der ersten heiligen Beicht und Kommunion. Herausgegeben von Karl Mauracher, insul. Propst des Kollegiatstiftes Seefelden. Sechste Auflage. Mit Bildern. 32°. (VIII und 248.) Freiburg und Wien 1909, Herdersche Verlagshandlung Preis 40 Pfg. (48 Heller), gebunden 60 Pfg. (72 Heller) und höher.

Das Büchlein umfaßt Lehre und Gebete. Die Lehre erstreckt sich auf alle den Kindern notwendigen Heilswahrheiten: auf Gott den Dreieinen, den Sündenfall, die Erlösung durch Jesus, den heiligen Geist und sein Wirken, die Geheimnisse des Rosenkranzes, das Buß- und Altarsakrament. Der Gebetsteil ist für Kinder der Volksschule völlig ausreichend.

Der Geist Christi oder Anleitung, wie man nach dem Geiste Christi leben soll. Betrachtungen für Priester und Laien. Von Abt Joachim Seiler. Aus

dem Lateinischen übersetzt von P. Konwald Mung O. S. B. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. (Miszetische Bibliothek.) 12° (XII und 258.) Freiburg und Wien 1909, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 1.80 (Kr. 2.16), geb. in Kunstleder Mk. 2.40 (Kr. 2.88).

Das Buch zeigt in 38 inhaltsreichen und anregenden Betrachtungen, worin dieser Geist Christi bestehe, wie notwendig er für den wahren Christen sei, wie er denken, reden und handeln müsse, um sein Leben nach diesem Geiste einzurichten. Wir sind überzeugt, daß das Buch, wo immer es mit Heilsbegier gelesen wird, viel Gutes stiften wird. Wir rufen daher jedem Christen zu: Nimm und lies, und möchtest namentlich die Seelsorger anfordern, für die Verbreitung dieses Werkes tätig zu sein und es sich angelegen sein zu lassen, ihm Eingang in die christlichen Kreise zu verschaffen.

Mein Führer beim Gebete. Vollständiges Gebetbuch für die Jugend. Herausgegeben im Auftrage des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen von Therese Wolff, Hilsschullehrerin in Bonn a. Rh. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit vielen Bildern. 32°. (IV und 180.) Freiburg 1909, Herdersche Verlagshandlung. Gebunden 75 Pfg. (85 Heller) und höher.

Hervorgegangen aus einer neunjährigen Hilsspraxis, während welcher sich die Verfasserin speziell mit der Frage des Religionsunterrichts, bezw. der praktischen Einführung geistig schwacher Kinder in das religiöse Leben beschäftigt hat, ist das Büchlein zunächst für die Kinder der Hilsschule bestimmt und für bildungsfähige Schwachsinrige verwandter Anstalten, während es gewiß auch jüngeren normalen Kindern — etwa bis zum vierten oder fünften Schuljahre — gute Dienste leisten wird. Möge das Büchlein ihnen ein treuer Freund werden auf dornbesätem Lebenspfad, ein sicherer Führer im Verkehr mit Gott und zur ewigen Vereinigung mit ihm in einer besseren Welt. Zu beziehen durch die Preisvereins-Buchhandlung in Brigen a. E.

Abonnements-Erneuerungen.

Vom 10. August bis 10. September 1909 haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert:
188 449 596 723 1098 1162 1254 1463 1551 1632 1671 1676 1802 1882 2191 2247 2710 3691 3831
4002 4137 4218 5001 5193 5269 6501 6541 6786 8001 8034

Schreibmaschinen,

gebrauchte und neue,
amerikanische und deutsche Systeme, unter Garantie, äusserst billig,
gegen bar oder Teilzahlungen.

Alfred Bruck, München 9, Bayerstraße 5.

Unsere liebe Frau von Lourdes.

Herausgegeben von **Heinrich Lasserre**. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. Neunte, verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild. 12°. (XVI u. 482.) Freiburg und Wien 1909, Herdersche Verlagshandlung. Mf. 3.— (Kr. 3.60); geb. in Leinwand Mf. 4.— (Kr. 4.80).

Der Verfasser beschränkte sich nicht auf die Benützung amtlicher Dokumente, Privatbriefe und sonstige schriftliche Zeugnisse, sondern wollte alles selbst in Augenschein nehmen, alles persönlich prüfen und das Vergangene mit Hilfe der Erinnerung anderer, die Augenzeugen der Begebenheiten gewesen, aufs neue an seinem Geiste vorüberziehen lassen. Er machte zu diesem Zwecke weite Reisen zu den Hauptpersonen oder Hauptzeugen der Ereignisse. Schritt für Schritt verfolgt sein Buch vom ersten Anfang an die Geschehnisse: Lourdes und die frühe Kindheit der begnadeten Bernadette Soubirous, die Erscheinungen und das Entstehen der Quelle, das Verhalten der weltlichen und geistlichen Behörden, des Volkes, der Presse, die Kämpfe gegen die Wirklichkeit der Erscheinungen, die wunderbaren Heilungen, insbesondere auch die des Verfassers, und deren Anzweiflungen, die Ausschmückung und Einweihung der Grotte, das spätere Leben Bernadettes u. a. Bei der gediegenen Ausstattung darf der Preis als wohlfeil bezeichnet werden.

Eine Bitte an Musikfreunde.

Daß die Regier sehr die Musik lieben, ist bekannt. Daher ist es Pflicht des Missionärs, sich hierin beizeiten auszubilden. — In unserem Juvenat, im Kaverianum, haben wir für Musik besonders veranlagte Zöglinge; doch womit lernen? — Wir richten daher an Musikfreunde unter unsern Abonnenten die innige Bitte, uns Musikinstrumente, welcher Art sie auch sein mögen (natürlich brauchbar), für unsere Zöglinge nach Mailand zusenden zu wollen. Sie üben dadurch ein Liebeswerk an den Regern und das heiligste Herz Jesu wird es sicher lohnen.

Bur Beachtung.

1. Solange keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt die Annahme der Zeitschrift als Abonnementsverpflichtung.

2. Unter dem Titel Abonnementserneuerung werden wir jeden Monat auf dem Umschlag die Schleifennummern jener Abonnenten veröffentlichen, welche während der Zeit, die dort verzeichnet ist, ihr Abonnement erneuert haben. Wir bitten deshalb unsere Abonnenten, stets ihre Schleifennummern zu beachten und sich zu vergewissern, indem sie dort nachsehen, ob der Abonnementsbetrag zu uns gelangt ist.

3. Um nicht jährlich den Abonnementsbetrag einsenden zu müssen, möchten einige Abonnenten

wissen, wie viel ein lebenslängliches Abonnement des „Stern der Neger“ kostet. Zu diesem Zwecke wurde die Summe von 50 Kronen oder 50 Mark bestimmt.

4. Wer mindestens 20 Kronen einwendet, kann als Taufpate eines Negerkinds fungieren und ihm den Namen, den er will, beilegen.

5. Wer unser Missionswerk in vorzüglicher Weise unterstützen will, der suche zehn Abnehmer des „Stern der Neger“ zu gewinnen; er erhält sodann, wenn er alle unter einer Adresse bezieht, das erste Exemplar umsonst.

6. In hervorragender Weise kann unserem Missionswerk auch gedient werden durch Zusendung von Messstipendien.

Kongregation der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“, — — — Missionäre für Zentralafrika.

Außer **Priestern** und **Theologen**, welche Neigung und Beruf zum Ordensstande haben und sich dieser Mission widmen wollen, finden in dieser Kongregation Aufnahme **Studenten** der oberen Gymnasialklassen, welche in entsprechendem Alter stehen und Neigung zum Ordensstande haben; endlich sind auch Laien (als Handwerker, Bauern u.w.) als Ordensbrüder sehr erwünscht und für das Wirken der Kongregation von großer Wichtigkeit. — Es werden auch **brave und talentierte Knaben** aufgenommen und zu Missionspriestern ausgebildet, sowohl solche, welche noch keine, als solche, welche bereits eine oder mehrere Gymnasialklassen gemacht haben.

Wegen der sonstigen Aufnahmebedingungen wende man sich vertrauensvoll an den **Obern des Missionshauses der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“ in Milland bei Brixen, Tirol.**

Gebrauchte Briefmarken sammeln wir in allen Quantitäten und werden solche mit herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in Milland bei Brixen entgegengenommen.

Für Abonnenten aus allen Studentenkreisen wird eine außerordentliche Preisermäßigung gewährt.